P. o. germ. Lafontaine
783 i/(2

<36634750830015

<36634750830015

bliothek

Wenzel Falk

und

seine Familie.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Berlin, 1810.
Bei Johann Daniel Sander.

-Gesch. Fresenius

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenzel Falk und seine Familie.

Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Der irrende Ritter.

Falk saß ruhig bei seinem Bruder, und wurde nach und nach durch die Liebe der Kinder, und das Vertrauen, das sie zu ihm hatten, mit seinem Schicksal wieder versöhnt. Agnes entdeckte ihm, doch mit den dringendsten Bitten, daß er sie ja nicht verrathen möchte: der Bruder Franz wäre gar nicht glücklich, und hätte die Eltern in vollem Zorn verlassen. Warum? das wußte sie nicht. Die Schwester Bertha, setzte Agnes hinzu, ist jetzt wieder recht vergnügt. Anfangs wollte es ihr am Hofe gar nicht gefallen. Ach, Väterchen! wenn ich doch mit nach Falkenstein dürfte!"

Falk hörte im Hause nichts als Gutes von den beiden ältesten Kindern reden; und Georg hinterbrachte ihm: Fräulein Bertha sei ein Engel gewesen, und der Sohn Franz ein edler Mensch. Beide hätten wohl gewußt, welch ein guter Herr ihr Oheim Wenzel seinen Unterthanen sei, und daß alle seine Leute das Leben für ihn ließen, daß sie ihn liebten und anbeteten. Sie wären so gern einmal nach Falkenstein gereis't; doch die Mutter habe nie einwilligen wollen, vermuthlich, weil ihr bange gewesen sei, daß sie durch Wenzels Beispiel noch mehr aus der Art schlagen möchten.

„Alle Welt!" sagte Falk; „so weiß ich doch, Gott sei Dank! wofür ich das Glück des Lebens aufgebe. Es sind Engel von Kindern. Und, Georg! Bedingungen kann ich doch machen. Der Teufel! will der Franz da von seiner Hofstelle weg, so sollen sie ihn losschließen. Ich soll Vater seyn; gut! so will ich es denn auch seyn! Was, alle Welt! ich werde an meinen Neffen schreiben; und damit gut!"

Schon am folgenden Morgen trug er darauf an, daß Agnes und der jüngste Sohn mit ihm nach Falkenstein gehen sollten; „denn," sagte er, „sie müssen doch ihre Unterthanen, denen sie einmal Gutes zu thun haben, kennen lernen. Soll ich der Vater seyn, so müssen sie mich lieben." Er sprach davon so ernst, daß die Oberkammerherrin nicht den Muth hatte, ihm sein Verlangen abzuschlagen.

Die Domestiken des Hauses wünschten, der Obristlieutenant möchte doch sein Lebtage in Steinau bleiben; denn sie waren jetzt wie im Himmel. Die gnädige Frau wollte durchaus ihres Schwagers Herz erobern, und sprach daher mit sanfter Stimme, nannte jeden Bedienten: mein Lieber; und wollte sie ihre Jungfer, wie sie es zu thun gewohnt war, ein wenig züchtigen, so wurden erst die Thüren verschlossen. Uebrigens mußte sie es gnädig machen; denn ihrem verzweifelten Schwager entging kein rothes Auge, kein Seufzer, ohne daß er nach der Ursache davon fragte.

Der Hofmeister im Hause hatte jetzt auf einmal Muth bekommen, und mit dem Muthe auch Geist. Falk bemerkte, daß er unten am Tische saß, und kein Weinglas, auch eine kleinere Serviette, als die Andern, hatte. „Lieber Herr Schmidt," hob er an: „ich bin zwar nur ein Husar, und nehme die Mütze vor Ihresgleichen ab; doch ich mag gern einem Gelehrten so nahe seyn, wie möglich. Es fällt zuweilen ein Brocken ab, den ich gebrauchen kann. Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, und, so lange ich hier bin, mein Nachbar bei Tische seyn?" Er schob sogleich dem Hofmeister sein Couvert hin, und rief: „Georg, ein andres Couvert für mich, und ein Weinglas!"

Der Hofmeister setzte sich, und Falk ehrte ihn auf eine so feine Weise, daß der junge Mann durch diese Veränderung gar nicht beschämt wurde. „Alle Teufel! Frau Schwester!" sagte er nachher; „den Mann liess' ich in Gold fassen, wenn er mein wäre!"

Die arme Frau Schwester! Während der Obristlieutenant alles im Hause heiter machte, war sie auf der Tortur. Er glaubte nehmlich, wegen der Erbschaft einen festen Fuß im Hause zu haben, und konnte jetzt, wenn die Natur der gnädigen Frau einmal hervorbrach, so kräftig dazwischen donnern, als hielte er vor seiner Schwadron. Doch er hatte erst angefangen, da kam Renatens Brief.

Der Husar, der ihn brachte, wollte selbst rapportiren. Er trat, mit der Mütze auf dem Kopf, in das Eßzimmer.

Ein Brief von Fräulein Renaten!

Es ist doch alles wohl? Was macht Fräulein Klaudie?"

Wird wohl im Briefe stehen, daß sie fort ist.

„Donner und Wetter! Alle Teufel! fort? Wohin denn? Rede! Hast du Blei an der Zunge?"

Fort, Herr Obristlieutenant. Niemand weiß, wohin, mit einem jungen Menschen.

„Was! wie! Georg! sattle! Alle

Teufel!" Er erbrach den Brief, und der Schweiß lief ihm von der Stirn; er konnte das Geschreibsel nicht lesen. „Fort! entflohen! Wohin denn? davon steht hier nicht ein Wort! Wo ist meine Mütze? wo ist mein Säbel? Was stehst du da noch? Alle Welt! Und hätte der Teufel sie in dem Feuerrachen, ich hole sie heraus!"

Er tobte im Zimmer umher, trank Jedem sein Glas aus, und fluchte auf Georg, daß der noch nicht fertig war. Endlich kamen die Pferde. „Gott segne euch Alle!" sagte er, schwang sich in den Sattel, und sprengte davon.

Anfangs ging es über Stock und Stein, im schärfsten Trott. Auf einmal aber hielt Falk, und ließ den Husaren alles, was er wußte, erzählen.

„Nun reite du nur langsam nach; dein Pferd ist müde. Ich und Georg, wir wollen vorwärts." — Als sie Beide den Husaren ein Stück Weges zurück gelassen hatten, hielt Falk wieder an, und sagte: „Georg, was meinst du dazu?"

Daß es eine Lüge ist, die der Teufel erfunden hat. Fräulein Renate in Compagnie mit der Frau Oberkammerherrin.

„Hast du nicht gehört, Georg . . .?"

Das habe ich. Aber, Herr Obristlieutenant, ich bin nur ein schlechter Kerl . . .

„Das bist du nicht, Georg! Du bist eine treue Seele; und Gott soll mir helfen, du hast deine Uniform am längsten getragen. Aber was sagst du?"

Ich verlange nicht aus der Uniform; und könnte ich General werden, so wäre ich keines so guten Herrn Diener. Ich will nicht.

„Was du von Fräulein Klaudien sagst . . . Mach dich nur gefaßt! Die Liebe ist ein wunderlich Ding."

Das ist sie, Ihr Gnaden, das habe ich aus den Ritterbüchern gelernt, und noch mehr aus unsern Begebenheiten. Denn, Ihr Gnaden, seitdem Sie Fräulein Klaudien den Fuß im Steigbügel zurecht setzten — da aus dem rothen Stiefel ist die Liebe in Ihr Herz gedrungen.

„Ja, erbarme sich Gott! Und nun das Stückchen von meinem Bruder in der Bibel! Sie hätten es mögen in's Schulden- oder Steuern-Buch schreiben; aber — in die Bibel! Ich hätte das nicht für eine ganze Welt gethan! Was muß der liebe Gott davon denken, daß Menschen zu seinem Segen ihren Fluch schreiben, Kiesel zu Diamanten legen!"

Eine brennende Lampe neben die Mittagssonne stellen?

„Neben einen freundlichen Engel den Satan selbst!"

Neben die reiche, immer offne Hand Gottes den verschlossenen Geldkasten eines Geitzigen!

„Neben das fromme Gebet eines Sterbenden das Sauflied eines Betrunkenen!"

Neben Fräulein Klaudien mit dem treuen Herzen und dem Engelgesicht, Fräulein Renaten mit der Katzenseele!

„Was Teufel! — Nun, so sage heraus, was du denkst!"

Daß Alles Lug und Trug ist, denke ich.

„Aber mit einem jungen Menschen!"

Das Fräulein hatte Euer Gnaden lieb, wie eine Braut den Bräutigam, das weiß ich.

„Freiwillig!"

Potz hundert tausend, ich sage Nein! Das wird sich finden, wenn wir zu Hause sind. —

Nun mußten die Pferde wieder dran, und Wenzels Phantasie kommentirte die Worte: Bräutigam und Braut. Als sie in Sibigerode waren, sagte Falk vom Pferde herunter: „Herr Lindner, ich will Ihnen ein Paar Worte schreiben, daß meine Leute Sie kennen, wenn sie in Bruchstedt ankommen. (Er schrieb ein Paar Zeilen mit Bleistift, ohne abzusteigen). Ich kann keine Minute verlieren. Reisen Sie in Gottes Namen, lieber Herr Lindner! Ich habe leider einen schlimmen Handel auf mir. Leben Sie wohl!" Mit diesen Worten sprengte er davon.

Endlich kam er in Falkenstein an. Renate erzählte, und berief sich auf den Rek-

tor, der ihre Aussage wirklich in allen Punkten bestätigte.

Lug und Trug! sagte Georg, der zugegen war, dazwischen. Der Rektor wurde böse. Sie meine ich nicht, Herr Rektor, sagte Georg. Aber junger Mensch hin, junger Mensch her! Wüßten Sie die Geschichte von dem rothen Stiefel, Sie würden anders reden; und stände uns nicht die Bibel im Wege ...

Georg, unterbrach ihn der Rektor, die Bibel steht nur Spitzbuben im Wege.

Aber Spitzbuben auch zu Dienst, wie man es nimmt. Kurz und gut, ich weiß das alles besser.

Was weiß Er denn besser?

„Ja, lieber Rektor, Georg weiß mancherlei; und mit der Bibel, das meint er anders. Nun, ich habe die Sache Gott heimgestellt, und will nicht, daß Georg etwas davon sagen soll. Und da ich nun einmal hier stehe, wie ein armer Sünder, so ... Ja, mit dem rothen Stiefel ging das Ding an."

Der Rektor begriff Beide nicht; er blieb dabei, Fräulein Klaudie sei aus Liebe zu dem jüngen Manne mit ihm entflohen.

Und wenn der Herr Obristlieutenant mir folgt, so reiten wir nach, und — holen sie wieder.

„Laß satteln! laß satteln!" sagte Falk. „Es soll alles mit, was Beine hat!" Er schrieb nur noch Befehle wegen Lindners nach Bruchstedt, verbot Allen im Hause, sich um Bruchstedt zu bekümmern oder gar hin zu reisen, und umarmte zuletzt den Rektor mit ungewöhnlicher Wärme. Er nahm alle seine Husaren bewaffnet mit, und auch seine großen Hunde.

Doch schon vor dem Dorfe, wo der Weg sich theilte, hielt er an, und blickte betrübt bald rechts, bald links. Einen von beiden! sagte Georg: Gott ist mit uns! Er sprengte vor, und der ganze Zug folgte ihm. „Freiwillig, Georg! freiwillig, sagte der Rektor. Bedenke das!"

Georg stellte Klaudiens Liebe dagegen auf, und blieb fest dabei, sie wäre entführt.

Er saß mit rechter Lust auf dem Pferde; denn hier gab es ja ein wahres Ritterabenteuer: einem entführten Fräulein durch Thal und über Berge nachzusetzen. Wären hier umher Klöster, Ihr Gnaden, sagte er, — denn die Schurköpfe sind von je hinter den hübschen Mädchen her gewesen — und wer weiß am Ende ...

Falk schüttelte den Kopf. „Ich wollte, wir wüßten nur erst, wo sie ist! Leugne, Georg, wenn du kannst! Der Rektor hat sie durch den Tubus gesehen."

Weiberlist geht über alle List.

„Sie ist mit ihm um's Dorf gegangen, mit ihm im Park gewesen."

Ein Teufels-Blendwerk. Ich weiß, was ich weiß; und wäre die Bibel nicht so ... Ihr Gnaden, wenn ich es mir so denke, erst Hochzeit, dann Kindbett! — Auf diese Art knüpfte er den Faden der Liebe in Falks Kopfe an. —

Sie ritten immer die breiteste Heerstraße, gerade aus, hielten jeden Reisenden an, der ihnen entgegen kam, und machten eine

Beschreibung von Klaudien, wobei Falk Georgs erhabene Bilder, von ihrer Schönheit durch noch erhabnere überbot. Doch Niemand konnte ihnen Auskunft geben. So kamen sie immer weiter, ohne eine Spur von dem geliebten Mädchen zu finden.

Nach drei Tagen schwor Falk: er wolle lieber in die Hände der Topfweiber fallen, als einen Entführer verfolgen; nach acht Tagen: er werde kein Mitleiden mit einem Entführer haben, möchte er auch seyn, wer er wollte. Nach vierzehn Tagen waren seine Ungeduld und sein Zorn auf's höchste gestiegen: er schwor dem Entführer des Mädchens die fürchterlichste Rache dafür, daß er ihn so zum Narren hielte. „Ich wollte das heilige Grab erobern, Georg: denn da weiß ich doch, wohin ich reiten muß; ich wollte dem Sultan von Babylon seinen Bart abfordern, ob das gleich den Kopf kosten kann. Aber — nicht wissen, wo aus, noch ein; zu denken, sie ist im Norden, wenn man gegen Süden reitet: das ist die Hölle selbst!" — Georg behielt

Muth. Wir finden sie gewiß! Dabei blieb er, und die Reise ging weiter.

Einige Tage nachher kam Georg, der voraus geritten war, zurück gesprengt, und rief: Sagte ich es nicht? Sie ist da! entführt! In ein Paar Stunden haben wir sie! Vorwärts!

Falk sprengte vor. „Gnade dem Kerl Gott, wenn sie nicht freiwillig mit ihm gegangen ist!"

Freiwillig? Sie hat geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Hölle und Teufel! Wo? wo? Rede!"

Hier im Dorfe hat sie gefrühstückt, ein Paar Tropfen Milch, und ihre Thränen sind hinein gefallen.

„Barmherziger Gott! Nein, ich will nicht barmherzig seyn!" Er sprengte in Galopp durch das Dorf, der Entführten nach.

Georg hatte im Dorfe nach einem Wagen gefragt, worin ein wunderschönes Fräulein säße, das von einem jungen Manne entführt wäre. Ganz recht! sagte ein Bauer,

und es sammelten sich Mehrere umher. Vor einer Stunde war hier ein Wagen mit einem wunderschönen Fräulein. Klaudie? Ja, ganz recht! Sie bat den Mann, der bei ihr im Wagen saß, er sollte sie los lassen. Aber der lachte dazu, wie der Teufel.

„Lachte?" sagte Falk. „Nun, wenn ich dir das Lachen nicht vertreibe, du höllischer Satan, so will ich ... Vorwärts!"

Die Spur des Wagens ging ohne Unterbrechung fort, und endlich sahen sie ihn wirklich vor sich. Sogleich war der Wagen mit einem wilden Geschrei umringt, und Georg hielt dem Kutscher die Pistole vor die Stirn. Falk ritt an den Wagen. Da saß Klaudie, mit einem Schleier vor dem Gesichte, und neben ihr — was Wenzeln noch mehr erbitterte — der Kammerherr von Schlenz.

„Alle Höllen-Teufel!" rief Falk ihm zu; „verdammter Schurke! — Liebstes Fräulein, auf den Knieen will ich dem Himmel dan-

ken! Nicht wahr, Sie sind nicht freiwillig mit dem Schurken gegangen? Das Mädchen streckte die Arme nach ihrem Retter aus, und konnte vor Schluchzen nicht reden. „Heraus aus dem Wagen, du Schurke! heraus!"

Herr Obristlieutenant! sagte Schlenz, sich in die Ecke duckend. Falk, mit seinem starken Arme, faßte ihn aber bei der Brust, riß ihn aus dem Wagen, sprang nun vom Pferde, und zog die Pistolen aus dem Sattel. „Du bist ein Edelmann, Schurke, leider Gottes! und so muß ich dir eine Pistole anbieten. Bete ein Vaterunser! deine letzte Stunde ist gekommen!"

Zu entfliehen war hier nicht; denn der Kammerherr stand im Kreise der Husaren, die alle mit gezogenen Säbeln hielten. Er nahm ein Papier mit einem großen Siegel aus der Tasche, hielt es Wenzeln vor, und sagte mit zitternder Stimme: der Fürst hat es befohlen!

„Ei, so schlage Pulver und Blei hinein! Eine höllische Lüge! Der Fürst hat

dir befohlen, mir meine Cousine aus meinem Hause zu stehlen? Und hätte das ein Engel befohlen, so ... Steh Schurke! in ein Paar Minuten bist du todt! Dann zeig du dort oben dem Allmächtigen deinen Befehl, nicht mir!"

In diesem Augenblick ritt Georg ganz bleich zu seinem Herrn, und sagte: Herr Obristlieutenant, es ist nicht Fräulein Klaudie.

Wenzel ließ bei diesen Worten seinen Arm mit der gespannten Pistole sinken.

Nein, nein, sagte der Kammerherr sehr froh: Fräulein Klaudie ist es nicht. Lieber Herr Obristlieutenant, wie wollte ich Ihre Cousine entführen! Jetzt werden Sie, hoffe ich, Ihre Beleidigungen zurücknehmen.

„Sie ist es nicht?" erwiederte Falk, und senkte den traurigen Blick zur Erde. Aber gleichviel! Es ist ein Frauenzimmer!" (Er trat an den Wagen.) „Liebes Kind, Sie sind unter meinem Schutz; und leben wir gleich nicht mehr im vierzehnten Jahrhundert, so soll man doch eher Falkenstein

zerstören, als ich Sie wieder herausgebe. Wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?

Ich heiße Siegel. O retten Sie mich, das unglücklichste Mädchen auf der Erde! Ich liebte, und wurde geliebt; aber ich bin nicht von Adel. Man hat mich gemißhandelt. Er versprach mir die Ehe.

„Wie! was! versprach? Und weil Sie nicht von Adel sind, so entführt Sie der nichtswürdige Schurke?" Er zog die Augenbraunen herunter, hörte nicht mehr, was das Mädchen weiter sagte, und befahl dem Kutscher, fortzufahren. Schlenz bekam ein Pferd, und wurde von den Husaren umringt. Falk ritt voran in das Dorf, ließ den Wagen an der Kirche halten, und ging zu dem Pfarrer. „Herr Prediger, da bring' ich Ihnen ein Paar zu copuliren: einen Herrn von Schlenz, und ein armes unglückliches Mädchen. Ich bin der Obristlieutenant Falk von Falkenstein, und stehe Ihnen für allen Schaden, mit Gut und Blut." Der Prediger hatte Bedenklichkei-

ten; Falk zog aber seine Börse, und sagte: „was kann die Strafe betragen?"

Es könnte mir wohl hundert Thaler kosten.

„Hier ist das Geld; und setzt man Sie ab, so haben Sie keine Schande davon, und ich gebe Ihnen eine Pfarre auf meinen Gütern. Nun gehen Sie mit in die Kirche!"

Der Prediger nahm seine Agende, und ging mit. „Herr, Sie haben das Mädchen hier entführt," sagte Falk zu Schlenz. „Hier ist der Prediger. In fünf Minuten sind Sie copulirt, oder" — hier hob er die fürchterliche Pistole — „ein Kind des Todes!"

Um Gottes willen, Herr Obristlieutenant! hob Schlenz an.

„Nicht ein Wort, außer Ja oder Nein! Beim Teufel! ich will den Entführern das Handwerk legen. So ein Satan hat mich seit acht Tagen zum Narren gehabt."

Schlenz wollte reden; Falk zeigte ihm

aber die Pistole. „Ja oder Nein!" — Ja! sagte Schlenz in großer Angst.

„Georg, hole das arme Mädchen!"

Darf ich, mein verehrtester Herr Obristlieutenant, nicht ein Wort ...

„Nach der Trauung, eher nicht! Herr, nicht einen Finger von dem hübschen Mädchen sind Sie werth. Wäre sie ein Fräulein, so wollte ich nichts sagen, Sie... Du Nichtswürdiger! Dann hätte sie einen Vater, einen Bruder, einen Vetter, der sie rächen könnte, und du weißbackiger Bube hättest es gewiß nicht gewagt, sie zu verführen, aber weil sie keinen andern Schutz hat, als vielleicht eine arme Mutter, deren Jammern Ihr verlacht, weil Ihr Geld habt und vornehme Freunde; weil sie nicht reich, sondern nur schön und tugendhaft ist: darum nimmst Du Bube, ärger als ein Straßenräuber, ihr alles, was sie hat, ihre Schönheit und ihre Tugend! Keuschheit ist des Mädchens Adelsbrief und Stammbaum, Schurke; und den hast du zerrissen! Jetzt sollst du ihr den deinigen

dafür wiedergeben. Es thut mir nur leid, daß es kein besserer ist. O, du lieber Gott! — hier nahm er die Mütze ab — zähle die Thränen nicht, die solche blasse, ausgemergelte Schurken aus den Augen der armen Mädchen pressen!"

Herr Oberst...

„Schweig! sonst... — Du hast ihr tausendmal deine Ehre verpfändet, und dafür ihre Liebe gewonnen, weil sie deinem Worte, weil sie an deine Ehre glaubte; und jetzt, du Unmensch..." —

In diesem Augenblick kam die Entführte. Falk bot ihr den Arm, und ging mit ihr in die Kirche, vor den Altar. Schlenz folgte mit langsamen Schritten. „Treten Sie dorthin, mein Kind; in fünf Minuten soll er Ihr Mann seyn."

Wie! rief das Mädchen, und sah sich erschrocken um. O Gott! soll ich denn völlig unglücklich werden? — Falk stand verlegen da. Das Mädchen erzählte nun ihre Geschichte; und daraus ergab sich denn, daß sie von dem Kammerherrn gar nichts

wollte, daß sie die Gellebte eines Herrn von Reifenberg war, und daß man sie aus den Händen ihres Geliebten gerissen, den sein harter Vater mit der Schwester des Kammerherrn, Falks erster Geliebten, versprochen hatte. Ihr Aufenthalt war entdeckt worden, und Schlenz hatte sie auf einen Befehl des Fürsten aufgehoben und weg gebracht.

„Alle Welt!" sagte Falk: „die Entführer haben einen Menschen zum Narren; aber der Zorn noch mehr! ... Reifenberg?"

Nun war die Reihe zu reden an Schlenz. Er warf sich in die Brust, und sagte: ich habe Sie machen lassen, Herr von Falk, weil ich den komischen Ausgang vorher sah. Sie fochten mit Windmühlen, Herr Obristlieutenant.

„Nur mit Einer, mit Ihnen. Aber wohin wollten Sie denn das Mädchen bringen?"

Das, Herr von Falk, kann Ihnen gleichviel seyn.

„Mir? gleichviel? Alle Teufel! meinen

Sie denn, Herr Kammerherr, wenn ich eine Sache angreife, ich lasse sogleich wieder los?"

Der Kammerherr hielt ihm den Befehl des Fürsten hin. Lesen Sie nur! In dem Befehl war das Mädchen die Verführerin des jungen Herrn von Reifenberg genannt — „Gut, daß man „jung" dazu gesetzt hat!" sagte Falk, der, nach einer üblen Gewohnheit, wie viele Menschen, alles Geschriebene laut las. „Wie alt ist denn der Knabe, der Ihre Schwester heirathen soll?" Er gab den Verhaftsbefehl kalt zurück. „Da! ich traue dem Befehl nicht. Es fragt sich, ob er nicht falsch ist."

Des Fürsten Siegel.

„Kann nachgemacht seyn."

Sein Name.

O, den haben Sie und Ihresgleichen schon tausendmal gemißbraucht. Kurz und gut, der Befehl ist falsch, Herr von Schlenz: denn es fehlt dem Fürsten nicht an Häschern, daß er seine Kammerherren dazu gebrauchen müßte; und gebraucht er sie dazu,

so ... alle Teufel! so schämen Sie sich Ihres Standes und Titels!"

Der Fürst, sage ich Ihnen.

„Der Fürst! der Fürst! Ich kenne ihn auch, und werde nicht ausbleiben, wenn ich mich verantworten soll. Verführerin! Herr Kammerherr, oder Herr Häscher, wie Sie wollen, werfen Sie einen Blick auf dieses Gesicht; und wenn Sie sich aus Ihrem achten oder zehnten Jahre her noch erinnern, wie Unschuld aussieht, so — Das Wort hat ein Blinder geschrieben, oder ein Mensch, der das Mädchen nie mit einem Auge gesehen hat. Sie müßte Ihnen doch in irgend einem Zuge ähnlich sehen, wenn es mit dem Worte seine Richtigkeit hätte. Alle Teufel, Herr! ich kenne eine Person, die einmal Lust hatte, einen ehrlichen Mann zu einem dummen Streiche zu verführen; und die geht frei und frank am Hofe herum. „Sittenlose, ausschweifende Person!" las er weiter. „Was, alle Teufel! Herr Kammerherr, ich sehe wohl, das haben Sie schreiben lassen. Ich wollte, es hinge ein

Spiegel hier in der Kirche, damit Sie einmal hinein sehen könnten. Ihr Gesicht ist ein ganzes Register Ihrer Sünden. O, so schlage doch ...! Dieses Gesicht voll Liebreitz, Unschuld und Treue, dieses Auge voll Thränen! O, welch ein katzenhaariger Satan hat den Befehl geschrieben! Sie, Herr, Sie sehen aus, wie die blatternvolle, bleiche Sünde, die nicht einmal Schminke leidet. Glauben Sie denn, ich weiß nicht, wie ein Gesicht voll Sünde aussehen muß? Ich will das Mädchen hier vor den Fürsten stellen, und ihn fragen: sieht sie aus, wie eine Verführerin? und ich wette, es sagt keiner von dem Hofgeschmeiß Ja, so unverschämt es auch ist." —

„Wo wohnt der Herr von Reifenberg, mein Kind?" fragte er nun die Mlle. Siegel. „Zu dem wollen wir. Ich will doch hören, was er sagt. Ein Vater ist ein Vater, liebes Kind, und seine Gewalt hat Gott eingesetzt. Das ist eine verdammte Geschichte! Nun, zu Ende muß sie, auf eine oder die andere Weise. Aber eine Gefangene

sind Sie nicht, so lange dieser Arm noch den Säbel rühren kann."

Falk setzte sich zu dem Mädchen in den Wagen; der Kammerherr mußte wieder auf ein Pferd. Das Gut des Herrn von Reifenberg war nur zwei Meilen weit entfernt, und dahin ging es nun in vollem Trab.

Der Kammerherr verwünschte sein Unglück, daß er in die Hände des rohen Falk gerathen war, der ihm vor dem Altare eine Predigt gehalten, wie er noch nie eine gehört, und dem er es zuschreiben mußte, daß ihn nun die gemeinen Husaren, die ihn in der Mitte hatten, spöttisch ansahen. Er sann auf Rache, und zitterte dennoch vor dem Manne.

Falk ließ sich unterdessen von dem hübschen Mädchen erzählen, daß der junge Herr von Reifenberg, ehe sein Vater noch geadelt worden sey...

„Wie, mein Kind? noch nicht geadelt?"

Der alte Herr von Reifenberg — sein Vater hieß Reif schlechtweg, und ist ein

Höker in einer Hauptstadt gewesen, bei dem der Sohn — nehmlich der Vater meines Geliebten — eine Art von geheimen Finanzrath gemacht hat. Am Sonnabend zählte der Sohn den Gewinn der Woche in kleiner Münze durch, setzte den Ueberfluß in Courant um, und hatte an keinem Geräth im Hause mehr Freude, als an dem Geldschränkchen seines Vaters. Aus dem Schränkchen wurde ein Schrank; aus dem Schuldbuche, mit Kreide an die Stubenthür geschrieben, wurde eins von Papier, das der Knabe sehr ordentlich führte. Der Handel des Vaters nahm zu, wie sein Geld, und der junge Reif zählte die Woche zwei- und endlich gar dreimal.

Neben dieser „Freude an allem Edlen" — „Metall", das er darunter verstand, setzte er nie hinzu, — fühlte er einen wundersamen Ehrgeitz in sich, und gab sich selbst das Versprechen, einmal etwas Rechtes in der Welt zu werden. Nun besuchte er in einem guten Kleide die Vergnügungsörter der Vornehmen. Damit er aber Ehre ge-

winnen möchte, ohne Geld zu verlieren, schloß er sich an die erste Gesellschaft, die er unterweges antraf, als ob er zu ihr gehörte. So war er in vornehmer Gesellschaft, und es kostete ihm nicht einen Heller.

In einer solchen Gesellschaft hörte er zwei Gelehrten einmal über die Mittel reich zu werden disputiren. Der eine behauptete, jeder Mensch könne reich werden, wenn er wolle, und wenn ihm die Mittel dazu gleich wären. Reif horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Gelehrte setzte seine Behauptung aus einander; und auf einmal fühlte sich Reif, damals ein junger Mensch von siebzehn Jahren, von der Idee begeistert. Er ging träumend nach Hause, bat sich von seinem Vater einen Antheil am Handel aus, und brachte sein erspartes Geld zum Vorschein, eine kleine Summe, die aber bald vergrößert werden sollte. Sein Vater — welcher nach Shakespear glaubte, daß eine ungelobte gute That tausend andre mordet; ob er gleich den Namen des

Dichters nie gehört hatte — umarmte seinen hoffnungsvollen Sohn, und beide traten in eine Handelsgesellschaft. Der Sohn kaufte im Großen Breter, Röhren, verschrieb, was Jemand nur gebrauchte, handelte mit Ausschuß von Papier, ließ Stühle und Tische machen zum Gebrauch für arme Familien, lieh auf Pfänder, auf Wechsel, setzte Geld um, und hatte in Kurzem sein Kapital verzehnfacht. Er handelte mit unzähligen Artikeln, und sein Laden wurde immer größer. Der Vater eiferte dem Sohne nach: der Höker verwandelte sich in einen Kunsthändler, die Zimmer des kleinen Hauses in Niederlagen. Er kaufte das Nachbarhäuschen dazu, ließ sich auf Lieferungen von Baumaterialien, Holz für Tischler, Blech und Eisen für Schmiede, und Leder für Schuster ein, gab allen — doch nur bei hinlänglicher Sicherheit — Credit, und betrog alle ohne Unterschied. Sein Ehrgeitz hielt gleichen Schritt mit seiner Neigung für alles edle — Metall, versteht sich.

Den Handel mit den wohlfeilern Artikeln ließ er nach und nach eingehen. Dagegen hielt er nun einen Weinkeller, der immer größer wurde, so wie seine Verfälschungen des Weines immer dreister. Er lieh auch größere Summen an junge reiche Wüstlinge auf Wucher-Zins, und so kaufte er ein großes, schönes Haus, dessen prächtige Möbel er aber feil bot.

Sein Ehrgeitz wurde zuerst dadurch befriedigt, daß man ihn zum Kirchenvorsteher wählte; und nicht lange nachher wurde er auch Raths-Assessor. Er verschaffte Kapitalien, Güter, Wechsel, wenn er dabei gute Procente gewinnen konnte, und trieb sein altes Geschäft, wöchentlich zweimal seinen Kassenbestand zu zählen. Als Kirchenvorsteher und Raths-Assessor war er ein angesehener Mann. Nun wurde er Vormund für mehrere reiche Mündel, wobei er sich manchen Vortheil zu machen wußte. Nach dem Tode seines Vaters sann er auf eine reiche Heirath, konnte sich erst lange nicht entschließen, und wählte

end-

endlich die einzige Tochter eines reichen Geldwechslers, der sich den Tag nach der Hochzeit für bankerott erklärte. Dies war der einzige Handel, der ihm fehlschlug. Er verfluchte seinen Schwiegervater, ließ ihn verhungern, und warf seiner liebenswürdigen Frau — obgleich mit Anstand, da er seit Kurzem den Titel Kammerrath bekommen hatte — alle Tage vor, daß er bei seiner Verheirathung mit ihr zum ersten Mal im Leben nichts als Verlust gehabt hätte.

Um für einen wohlthätigen Mann zu gelten, ließ er jährlich an seinem Geburtstage alle Waisenkinder bei sich essen, wofür sie aber in Prozession kommen und wieder weg gehen mußten. Gastereien gab er nicht, weil die langweilig und zeittödtend sind. Er fand sich bei jeder Schulprüfung ein, und hörte aufmerksam zu. Immer sprach er mit langsamer, gedämpfter Stimme, sogar wenn er seiner Frau die bittersten Vorwürfe über ihren Vater machte.

Sein Sohn schlug ganz aus der Art.

Der Knabe war, so viel Talent er sonst auch hatte, nicht im Stande, nur zehn Thaler richtig zu zählen. Er lebte nur mit seiner Mutter, die ihn vortrefflich erzog, besuchte erst eine gute Schule, ging dann auf die Universität, und lebte da wie ein reicher junger Mensch. Niemand wußte, daß ihm sein Vater nicht einmal den vollen Betrag der Stipendien schickte, die er für seinen Sohn zu erschleichen gewußt hatte.

Endlich lieh er dem Minister, der in Verlegenheit war, eine große Summe, bekam dafür den Geheimeraths-Titel nebst dem Adels-Diplom, obgleich der Minister nie mit mehr Verlust geborgt hatte, als von dem Herrn von Reifenberg. Nun kaufte der neue Herr Von — denn er sagte spöttisch: ein Edelmann ohne Landgut komme ihm vor, wie ein Reiter ohne Pferd — beträchtliche Güter die in einen Concurs gerathen waren, für einige Hunderttausend Thaler, und ließ sogleich binnen wenigen Wochen für hunderttausend Thaler Holz schlagen, bezahlte freilich Strafe dafür, daß

er es ohne Bewilligung des Oberforstamtes gethan hatte, stand sich dabei aber ganz vortrefflich. Jedermann wunderte sich, daß dem vorigen Besitzer und seinen Consulenten ein so einfaches Mittel, seine Güter zu retten, entgangen war.

Herr von Reifenberg hatte die reichen Güter nun für die Hälfte des Werthes. Er schlug noch einmal Holz, und zahlte wieder die Strafe dafür, bis denn der Fürst die Strafe so erhöhete, daß Niemand den Pfiff mehr nachmachen konnte.

Das sah ich voraus! sagte er, als ein guter Christ, der sich der Obrigkeit unterwirft. Er schlug nun nicht mehr Holz, als das Gesetz erlaubte.

Mit seiner Heirath hatte er Unglück gehabt; sein Sohn sollte das wieder einbringen. Er sah rings umher, ob nicht ein recht großer Fang zu machen wäre. Auf Schönheit kam es ihm nicht an: „denn Schönheit," sagte er, „vergeht wie eine Blume;" eben so wenig auf Geist: „denn

ich habe nie gehört, daß zum Kindergebären Verstand vonnöthen ist."

Aber sein Sohn, der junge Herr von Reifenberg, hatte ihm einen übeln Streich gespielt. Er sollte Zinsen von einer Frau in einer benachbarten kleinen Stadt einkassiren, und fand bei ihr eine Nichte, die von der Natur sehr reich, obgleich von dem Glücke nur sehr kärglich, ausgestattet war. Der junge Mensch blieb an dem freundlichen Lächeln, an den schönen blauen Augen, und an dem sanften Tone der Stimme hangen, wie ein Vogel an der Leimruthe.

Glücklicher Weise bat die Tante um ein Paar Tage Aufschub mit der Zahlung, lud aber dafür den jungen Menschen zum Essen ein. Nun sah er gar das schöne Mädchen den Tisch decken, Wein einschenken, von einem halben Glase Wein sehr heiter werden; und nun schwankte er, ob er weiter nach seinem Vater fragen sollte. Nach Tische, als die Unterhaltung stockte — denn Reifenbergs Seele wohnte heute im Auge, und seine Zunge war wie gelähmt — sagte die

Tante zu der Nichte, sie möchte auf der Harfe spielen. Das Mädchen ließ ein Paar Saiten reißen; die Tante machte aber ein so ernsthaftes Gesicht, daß die Harfe bald in Stand kam. Nun spielte und sang Marie, und führte den jungen Mann, wie Lucian sagt, an Ohr und Auge, mit tausend unzerreißlichen Ketten gefesselt, davon. Er nahm sich vor, sich um seines Vaters Plane nicht das Mindeste zu kümmern.

Die Tante sagte, als er weg war: ein langweiliger Mensch! Die Nichte aber, der das Wetterleuchten der Liebe in Reifenbergs Augen nicht entgangen war, erwiederte mit der gleichgültigsten Miene: er hat ein interessantes Gesicht.

Am folgenden Morgen ging Reifenberg ein Dutzend Mal an dem Hause vorüber, bis er Marien, und sie ihn, zu sehen bekam. Marie aber zog nun die Gardinen zu, und ließ ihn, wie einen Bälgentreter, vor ihrem Hause auf und nieder wandern.

Nach drei Tagen kam er wieder, das Geld zu holen. Marie mußte es ihm auf-

zählen, und er verfolgte die schöne weiße Hand, die zarten runden Finger, mit funkelnden Blicken. Als er weg war, sagte die Tante: der Geitzhals! gerade wie sein Vater! — Die Nichte wußte sehr wohl, daß er nach etwas Anderm, als nach dem Gelde gesehen hatte; aber sie schwieg.

Das Städtchen, worin Mariens Tante wohnte, war nur eine Meile weit von Reifenbergs Gute entfernt; und auf einmal war der Sohn ganz verändert; er ritt selbst mit, wenn Korn zu Markte gebracht wurde, trieb Schulden ein, wechselte Geld, verschaffte seinem Vater die Courszettel aus der Hauptstadt, u. s. w. Der Vater freuete sich darüber, wußte aber nicht, daß der Sohn stundenlang vor Mariens Wohnung auf und ab ging, und Blicke voll Sehnsucht nach ihrem Fenster hinauf warf. Es ging damit so weit, daß die gute Marie schon aus Mitleiden wieder hinter der Gardine hervorkommen mußte.

Herr von Reifenberg trieb sein Wesen vor dem Hause der Tante so lange, daß

diese hätte blind seyn müssen, um es nicht endlich zu merken. Sie war zu klug, als daß sie sich hätte mit ihrer Nichte in ein Disputiren darüber einlassen sollen; denn an Mariens Erröthen, wenn der junge Herr kam, sah sie wohl, daß sie dabei zu kurz kommen würde. Der Herr von Reifenberg, Sohn des reichen Geitzigen, konnte Marien nicht heirathen; sie that also, was jede Mutter in einem ähnlichen Falle thun sollte: sie brachte Marien, die das Landleben liebte, zu einem Prediger auf dem Lande, ohne ein Wort von ihrer Absicht zu äußern.

Reifenberg wußte aber schon am nächsten Tage, wo sich Marie aufhielt, und die Freude trieb alle sein Blut in die Wangen; denn der Prediger war sein guter Freund. Am dritten Tage war er dort. Auf dem Wege nach dem Dorfe hatte er wohl eingesehen, daß sein Vater nie in diese Heirath willigen würde. Schon wollte er umkehren; aber — sehen konnte er sie ja doch noch Einmal!

Er sah sie, und beschloß, lieber die Erbschaft von seinem Vater aufzugeben, als das Mädchen. Marie verstand seine Blicke, welche die Vorboten einer Liebeserklärung waren; sie ging ihm daher überall aus dem Wege. Er folgte ihr aber nach, bis sie endlich nicht weiter mit Anstand fliehen konnte. Ich bin unschuldig! dachte sie, als er sich ihr näherte. — Die guten Kinder waren beide unschuldig.

Reifenberg sah sie nur an, doch mit Blicken, die ganze Reden aufwogen. Sie wurde nun dreister, da er stumm war, und lief nicht mehr vor ihm; doch eh' sich Beide versahen lag er, mit Thränen in den Augen, zu ihren Füßen, und sie fünf Minuten nachher, auch mit nassen Augen, in seinen Armen. Nun war das Unglück da!

Sie versprachen einander ewige Treue; nur durfte der alte Reifenberg nichts wissen, und die Tante eben so wenig.

Reifenberg erfuhr auch wirklich nichts; die Tante aber wollte Marien einmal be-

suchen, und fand sie an der Seite des Liebhabers. Sie machte nur eine krause Stirn, fuhr aber schon nach einer Stunde mit ihr zurück, und hielt ihr nun eine freundliche Predigt, die indeß, wie tausend Predigten, ohne Nutzen blieb. Marie rechnete auf das Glück, und auf ihres Geliebten Treue. Die Tante lächelte dazu, weil sie das Glück und die Treue besser kannte. Sie hütete von nun an Fenster, Hausthür und Nichte, so gut sie konnte; doch welches Auge kann die Liebe behüten! Marie wurde ungeduldig, dann schwermüthig, dann eigensinnig. Sie spielte die ganze Tonleiter der Liebe durch. Der Geliebte sagte: ich gebe meinen Vater auf, Marie; ist dir die Tante lieber? Er hatte Geld angeschafft, und zwar von seinem eigenen Vater: er ließ es durch die dritte Hand für den Erben eines reichen Mannes borgen, bei dem nichts zu wagen wäre. Jetzt, da es ihm nicht mehr an Gelde fehlte, hatte er Muth, das Aeußerste zu wagen. Marie willigte ein, sich von ihm

entführen zu lassen, da ihr Vater ihre Liebe eben so wenig billigen wollte, als die Tante; und Reifenberg entführte sie wirklich.

„Alle Teufel!" rief Falk, als Marie ihm das erzählte: „das ist ja nichts, als ein ewiges Entführen! Aber erzählen Sie nur weiter!" Sie hatte mit ihrem Gram, den sie ihm recht schön und recht genau ausmahlte, bald sein Herz umgewendet.

Ihr Geliebter brachte sie zu einer Verwandten seiner Mutter, und sie hofften Beide auf bessere Zeiten. Unterdessen hatte sich Reifenberg der Vater bemühet, die Tabacks- und Salzpacht des ganzen Fürstenthums zu erhalten. Wenn ihm das glükken sollte, so mußte er die Bekanntschaft der Familie Schlenz machen. Der schönen Julie, die seit Falks Abreise schon wieder einige Liebeshändel geh[illegible] hatte, gefiel der junge Reifenberg. D[illegible] verschaffte nun dem Alten die gewünschte Pacht, doch mit der Bedingung, daß sein Sohn Fräulein Schlenz heirathen sollte. Besser, vortheil-

hafter, konnte er seinen Sohn nicht anbringen; so machte er denn alles ohne Zögern richtig, ohne den jungen Menschen nur darum zu fragen. Als man diesem den verabredeten Plan ankündigte, erklärte er geradezu: er wolle nicht. Der Vater stellte ihm ganz ruhig vor, welcher Gewinn bei der Pachtung zu machen wäre; desto entschlossener sagte jener aber: ich will nicht.

Fräulein Schlenz erfuhr, warum der junge Reifenberg nicht wollte. Man sperrte ihn ein, und erschlich von dem Fürsten durch falsche Vorspiegelungen einen Befehl, Marien, deren Aufenthalt man ausgekundschaftet hatte, zu verhaften. Um sie zu schonen, übernahm der Kammerherr, der von ihrer Schönheit gehört hatte, ihre Aufhebung selbst. Er rechnete darauf, daß sie vielleicht seine Beute werden könnte; doch das Schicksal führte Wenzeln dazwischen.

Als das schöne Mädchen diese Geschichte geendet hatte, rief Falk: „Sind das Menschen? Gott im Himmel! sind das Men-

schen? Aber, beim Teufel! ich will doch wenigstens reden!" Sie näherten sich Reifenbergs Gute. Der Kammerherr blieb unter der Aufsicht eines Husaren im letzten Dorfe; Falk aber fuhr mit Marien und seiner Bedeckung auf das Schloß.

Der alte Reifenberg kam freundlich an den Wagen, hob Wenzeln und Marien heraus, führte sie in ein Zimmer, und fragte: was steht zu Ihrem Befehl?

„Ich heiße Wenzel Falk von Falkenstein, und komme, Herr von Reifenbach, oder wie Sie heißen, Sie zu fragen, ob dieses Mädchen — sehen Sie ihr ja recht genau in's Gesicht! — ob es aussieht wie eine Verführerin, wie eine liederliche Person."

Ei, lieber Herr Obristlieutenant, antwortete Reifenberg, indem er seine Brille aufsetzte, um die Schöne, die ängstlich vor ihm stand, zu betrachten: wie kann man das einem Frauenzimmer ansehen! Kurios! Ich verstehe mich sonst wohl auf Waaren; doch diese Waare, Herr von Falk . . .

„Sagen Sie doch! Sie haben ja Augen!“ —

Reifenberg, der in einem Umkreise von zwanzig Meilen fast jeden reichen Mann kannte, hatte auch gehört, daß der Obristlieutenant einer der reichsten wäre. Er glaubte, hinter diesem närrischen Anfange könnte wohl ein Vorschlag folgen, der gute Procente abwürfe. Daher sagte er: die Waare scheint echt, Herr von Falk. Diese Augen, dieser bescheidene Blick, diese Unschuld — Ist das Ihre Braut, so gratulire ich von Herzen.

„Nun, so gratuliren Sie, Herr von Reifenberg! Es ist die Braut Ihres Sohnes: Mademoiselle Siegel.“

Reifenberg fuhr auf. Wie! Was wollen Sie? Davon will ich nichts wissen; ich bin Vater.

Falk hielt eine Rede in seiner Manier, kräftig und mit drohenden Blicken, über die Liebe, über die Gränzen der väterlichen Gewalt, über die Pflichten der Menschlichkeit; Reifenberg stand aber ganz ruhig da

und erklärte am Ende trocken: daraus könne nie etwas werden. Falk wurde hitziger, Reifenberg immer kälter. Je erhabnere Bilder Jener in seiner Rede gebrauchte, desto gemeinere Dieser; und als Falk endlich drohete, wies ihm Reifenberg die Thür.

Falk, so ergrimmt er auch war, ehrte dennoch das Hausrecht, nahm des Mädchens Hand, und ging mit der Versicherung, daß Reifenberg bald von ihm hören sollte. Er fuhr zurück.

Vor dem Dorfe rief Falk seinen Georg. „Reite hinein! Ich habe mich geärgert. Er hat mich aus dem Hause geworfen. Mach deine Sachen höflich, und sag: ich liesse den Herrn von Reifenberg, da er nun doch einmal ein Edelmann wäre — Alle Welt! wenn ich Präsident der Adelskammer in Wien wäre, oder gar Censor, wie da in dem alten Rom, wovon der Rektor erzählt: Adel und edel sollten bald Eins seyn! — nun, Georg, sag: so liesse ich ihn bitten, sich auf ein Paar Pistolen zu mir zu bemühen."

Dem Obristlieutenant Falk die Thür zu weisen, war Reifenbergs erste Heldenthat; und eben darum machte sie ihn ganz trunken. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, stemmte die linke Hand auf die Hüfte, und focht mit der rechten gegen seine Frau, wie ein schlechter Aktör. Was! glaubt der Mann, ich hätte keine Ehre im Leibe? In dem Punkte, mein lieber Herr von Falk, bin ich verteufelt kitzlich. Zur Thür habe ich ihn hinaus geworfen, Frau! zur Thür! Und als er mein Gesicht gesehen hatte, das aussah wie ein Paar gespannte Pistolen, da ging er wie ein begossener Hund. Ich hoffe, er wird so viel Ehre im Leibe haben, das nicht auf sich sitzen zu lassen; und — dann will ich ihm zeigen, daß ich ein Mann bin!

Unmittelbar nach dieser stolzen Rede öffnete sich die Thür, und Georg trat herein, höflich, wie sein Herr ihm befohlen hatte, und sagte: Mein Herr, der Ritter und Reichsfreiherr Wenzel Falk von Falkenstein, entbietet dem Herrn von Reifenberg seinen

dienstfreundlichen Gruß, und läßt ihn bitten, vor das Dorf zu kommen, wo er mit ihm, nach adeliger Sitte, mit ehrlichen Waffen, in ehrlichem Zweikampf die Beleidigung ausmachen will, die ihm hier angethan worden ist.

Georg freuete sich, daß ihm seine Bestellung so von den Lippen floß, und war eben so freundlich als höflich. Reifenberg legte das unrecht aus; er glaubte, Falk sei feigherzig, und erwiederte daher: Sag er seinem Herrn, ich schlüge mich mit keinem Menschen, den ich zum Hause hinaus geworfen hätte. Sein Herr ist ein Lump, ein rechter Lump.

Alle Teufel! rief Georg, und griff an den Säbel; doch desto schneller war Reifenberg an der Klingel. Es kam ein Kerl herein, der Georgen sogleich von hinten umfaßte. Reifenberg läutete immer fort; und nun kamen mehr Leute, welche Georgen entwaffneten. Reifenberg, der jetzt auf seine Leute trotzte, befahl ihnen, sie sollten den Kerl vom Hofe werfen. Man schleppte

Ge-

Georgen nun auf den Hof, zog ihn durch die Pferdeschwemme, stieß ihn dann zur Thüre hinaus, warf seinen Säbel hinter ihm her, und verschloß das Thor.

Man denke sich Georgs Wuth! Er, ein Diener des edlen Falk, Husar, Ritter sogar, durch die Pferdeschwemme gezogen! — Augenblicklich griff er nach seinem Säbel, und hieb auf die Thüre los. Falk kam heran, als er das sah. Georg brüllte vor Wuth; er zeigte nur auf seine triefende Kleidung. Endlich brachte er einzelne Wörter hervor, und Falk verstand ihn. „Hölle und Teufel!" rief Falk. „Abgesessen, und das Thor gesprengt!"

Sogleich donnerten die Stöße eines Baums, den die Husaren aufhoben, gegen die Thür, wie die Stöße eines Römischen Widders bei einer Belagerung in alten Zeiten. Die Knechte verrammelten das Thor von innen, da sie Falk mit schrecklicher Stimme rufen hörten: er wolle den niederträchtigen Geizhals todt schießen, wie einen tollen Hund, so bald er ihn habe.

Doch auf einmal wurde alles still; denn Falk hatte „Halt!" gerufen. „Halt! das ist nichts, Kinder! In seinem Hause muß ein Mensch sicher seyn. Aber, alle Teufel! wäre mir das im vierzehnten Jahrhundert passirt... Jetzt lautet es anders, und schlechter. Hört nur auf! Aber hier schwöre ich bei dem lebendigen Gott: ich gehe nicht von dannen, bis der Kerl da liegt in seinem Blute. Georg, ich verschaffe dir Satisfaktion; und mir auch: denn am Ende hat er nur mich beschimpft, Georg, nur mich!"

Nein, erwiederte Georg: ich bin ein Mensch, bin ein Mann. Mich hat er beschimpft, mich! Ich weiche nicht von der Stelle, und bauten sie hier Galgen und Rad für mich. —

Das Dorf hatte sich versammelt. Alles gaffte und lachte; denn der geizige Reifenberg wurde von allen Einwohnern gehaßt und verabscheuet.

Falk quartierte sich mit seinen Leuten in das Wirthshaus, das dem Edelhofe gerade

gegenüber lag. In diesen führte nur Eine Thür, eben die, welche Falk belagerte; Reisenberg hatte nehmlich aus Furcht vor Dieben alle andern Eingänge vermauern lassen.

Ein Husar zog sogleich vor dem Wirthshause auf die Wache. Alle Säbel lagen auf dem Tische, und die Pistolen wurden neu geladen.

Auf dem Gute war man in der größten Angst. Die Knechte hatten ihrem Herrn Falks Drohungen hinterbracht, aber zugleich auch, daß er das Haus nicht angreifen würde. Reisenberg machte nach einer Stunde eine Probe. Er schickte den dreistesten von seinen Leuten durch die kleine Pforte des Thorweges hinaus. Falk rief aus dem Fenster: „passirt!" Der Knecht ging bald zurück. Etwa nach einer Stunde wurde der große Thorweg wieder geöffnet, und es fuhr ein Leiter-Wagen vom Hofe. „Passirt!" rief Georg, obgleich ein Knecht dabei war, der ihn mit beschimpft hatte. So verlor sich nach und nach die Furcht.

Der Kammerherr hatte unterdessen lange

Weile. Er benutzte die Gelegenheit, da sich sein Husar einmal entfernte, stieg zum Fenster hinaus, und ging nach Reifenbergs Gute.

Heraus! rief der Husar, als er den Kammerherrn kommen sah. „Passirt!" rief Falk, der jetzt an nichts Anderes dachte, als an Reifenberg. So kam der Kammerherr glücklich zu seinem Freunde.

Dieser erzählte nun mit Triumph seine Heldenthat, sorgte doch aber dafür, daß seine Hausthür fest verschlossen wurde. Mag er da sitzen, bis er schwarz wird! Morgen wird er des Sitzens müde seyn und seines Weges reiten.

Wenn er nur reitet! Ach, Herr von Reifenberg, Sie kennen diesen Falk nicht! Das vergiebt er Ihnen nie. Sie sind ein Kind des Todes, sobald er Sie antrifft!

Falk umritt den ganzen Edelhof, um zu sehen, ob er noch einen Ausgang hätte. Er fand alles sicher; doch postirte er noch einen Husaren hinten hin, wo ein Fenster in der Mauer des Gartens war.

Reifenberg ließ sich nicht sehen. Am folgenden Morgen war seine erste Frage: sind sie noch da? — Beide Husaren standen auf ihren Posten; und aus dem Wirthshause wurde berichtet, daß Falk Wein und allerlei Lebensmitel auf mehrere Tage hätte kommen lassen. Nun wurde Reifenbergen bange. Der Kammerherr überlegte, und faßte endlich Muth. Er wagte es, in einem Wagen abzufahren. Als der große Thorweg geöffnet wurde, saß Wenzel sogleich zu Pferde. Er sah in den Wagen hinein, wünschte dem Kammerherrn eine glückliche Reise, und kehrte wieder um.

Reifenberg überrechnete, wie viel der Aufenthalt im Wirthshause dem Obristlieutenant täglich wohl kosten müßte, und sagte recht freudig: er hält es nicht acht Tage aus. Falk aber blieb geduldig in seinem Hauptquartiere, aß und trank, ritt um den Edelhof her spazieren, tröstete Marien, die er bei dem Prediger einquartiert hatte, und wiederholte jeden Morgen seinen Eid:

das Dorf nicht eher zu verlassen, als bis er Satisfaktion hätte.

Nach acht Tagen kam ein fürstlicher Befehl an den Obristlieutenant, den Herrn von Reifenberg in Ruhe zu lassen. Der Befehl war sehr glimpflich abgefaßt; denn der Kammerherr hatte gegen jedes harte Wort, das man hineinsetzen wollte, protestirt, und gesagt: ich will lieber mit dem Teufel in Person zu thun haben, als mit diesem Falk!

Falk antwortete im Wesentlichen: „Ew. Durchlaucht, Straße und Wirthshaus sind für Jedermann offen, auch für mich. Ich habe eine Ehrensache mit dem Herrn von Reifenberg: das geht nur mich und ihn an.“ —

Man war von dieser Antwort überrascht, und wußte nicht recht, wie man die Sache anfassen sollte, weil der Kammerherr immer mit seiner Furcht dazwischen trat. Zu der Aufhebung des Mädchens war der Fürst ohnedies durch falsche Vorstellungen verleitet worden. Er war verdrießlich, und

sagte: Falk hat vielleicht meinen Wunsch besser gekannt, als Sie, Madame. Ich liebe das Auffallende nicht, das sollten Sie wissen. Recht gern will ich gefällig seyn; aber — man sollte doch einige Rücksicht auf meine Ehre nehmen.

Falk wich nicht aus seinem Wirthshause, und Reifenberg blieb ein Gefangener.

Fräulein Schlenz hatte noch die alte Beleidigung zu rächen: sie trieb ihre Schwester, und diese wieder den Fürsten. Madame, sagte der Fürst endlich; kann ich ihm wehren, zu wohnen, wo er will? Wenn er Reifenbergs Hausrecht ehrt, was kann ich ihm sagen? Er wird ja schon gehen, wenn er lange Weile hat. Daß ein braver Husar — und das ist Falk, auch ein ehrlicher Mann dazu, sagen Sie, was Sie wollen! — daß ein Husar sich nicht ruhig zum Hause hinauswerfen läßt, finde ich sehr natürlich. Solche Parvenüs sind unerträglich grob! — Die Liebe des Fürsten war, wie der Leser sieht, im Abnehmen.

Das schrieb man dem alten Reifenberg, und ermahnte ihn zur Geduld; die konnte er aber nicht haben: er hatte zehn Termine bei Concurs-Prozessen; es waren Wechsel fällig, die er selbst einkassiren mußte: seinen Sohn durfte er nicht dazu gebrauchen; denn der konnte ja mit dem Gelde und mit seiner Geliebten davon gehen! — So ließ er sich denn auf Unterhandlungen mit Falk ein, und gebrauchte dazu einen benachbarten Edelmann. Er erbot sich zu einer Abbitte auf den Knieen. Falk sagte ernst und ruhig: „hilft alles nichts! Nur Blut kann diese Beleidigung abwaschen. Sagen Sie dem Kerl, sobald ich ihn außer seinen vier Pfählen habe, muß er mir vor die Pistolen, oder ich schieße ihn todt wie einen tollen Hund!"

Jetzt erst sah Reifenberg, mit wem er zu thun hatte. Er nahm sichtlich ab, träumte von nichts, als von Todtschießen, und hatte nicht mehr das Herz, aus dem Fenster zu sehen. Falk hatte nehmlich sein Hauptquartier recht ordentlich eingerichtet,

und sich alle Bauern im Dorfe zu Freunden gemacht, da er nirgends lange seyn konnte, ohne jedem Unglücklichen wohlzuthun.

„Den Kerl," sagte Falk, als er von des alten Reifenbergs Verfahren mit den Bauern hörte — „den Kerl müßte ich ja schon darum todtschießen; das ist ja ein Höllenteufel von Kerl!" Georg erinnerte an Klaudien; Falk antwortete aber: Gott helfe mir; ich kann nicht! Du weißt, ich habe geschworen, hier zu bleiben."

Endlich sah Reifenberg, daß er zu dem letzten Mittel greifen mußte, sich von der Todesfurcht zu befreien: er schickte seinen Sohn zu dem fürchterlichen Manne. — Der junge Mensch stürzte, blaß und mit bekümmerten Blicken, aus denen jetzt doch Freude leuchtete, zu Falk in das Zimmer, und sagte: ja, er ist es, der beste von allen Menschen, der edle Retter meiner unschuldigen Marie! Wo ist sie? wo ist sie?

„Alle Welt! junger Mann! hat man

Sie aus dem Gefängnisse gelassen? Sie ist beim Prediger! Kommen Sie!"

Beide gingen nach dem Pfarrhause. Da sah Falk mit Rührung, wie die beiden Liebenden einander umarmten, und dann Beide halb ohnmächtig niedersanken; wie er dann vor ihr auf den Knieen lag, und sich als den Urheber aller ihrer Leiden anklagte, und seine Leiden gänzlich vergaß; wie er aufsprang, als sie ihm von ihrer Rettung durch den Obristlieutenant erzählt hatte, sich dem Manne zu Füßen warf, und mit inniger Zärtlichkeit sagte: ich habe nie einen Vater gehabt, nie habe ich dieses Wort mit Zutrauen, mit Liebe, aussprechen können. O, lassen Sie mich Sie einmal so nennen! Vater! mein und meiner Marie Vater!

„Alle Welt!" sagte Falk, und nahm den jungen Menschen an sein Herz: — „wenn ich es nur zu machen wüßte! Aber ohne die Einwilligung deines Vaters, mein Sohn, ist es doch nicht recht. Das vierte Gebot heißt: du sollst Vater und Mutter

ehren; und in der Erklärung steht auch von den wunderlichen Vätern."

Nein, rief der Sohn; nein, ich verlasse meine Marie nicht wieder. Heiliger Gott! ist denn keine Rettung für mich?

Falk sann nach. „Wartet hier ein Weilchen," sagte er endlich. Er ging sogleich nach dem Edelhofe, und zu dem Alten hinein, der mit einem Schrei des Schreckens aufsprang.

„Hier sind Sie sicher," hob Falk an.

Ich habe meinen Sohn zu Ihnen geschickt, gnädiger Herr Obristlieutenant.

„Ja, und eben darum komme ich. Nur Blut kann die Beleidigung abwaschen, die Sie mir angethan haben, mir; denn was geht es am Ende mich an, wie Sie Ihre armen Bauern schinden, die doch auch Menschen sind, und wie Sie... wie du verdammter Wucherer dein Geld und deinen Titel zusammen gestohlen hast. Alle Teufel! ich darf nicht daran denken, daß du nun gar ein Edelmann heißest, eben so wie ich; sonst müßte ich... Alter Kerl! sieh

der Tod schnappt schon nach deiner harten Hand, die nie gegeben, immer nur genommen hat! Doch was geht es mich an!... Hier stehe ich vor Ihnen, Herr, und sage Ihnen mein letztes Wort. Gieb... Geben Sie Ihrem Sohne das Mädchen, das er liebt, so will ich abziehen und Sie in Ruhe lassen.

Reifenberg schüttelte sich. Sie hat ja nichts! sagte er leise und furchtsam.

Du willst nicht? Nun denn! und sollte ich hier sterben, so weiche ich nicht von der Stelle. Du mußt doch endlich aus deinem Mäusethurm heraus in's Freie; und dann jage ich dir eine Kugel durch's Herz, das — ich will mein Leben darauf verwetten — nichts ist, als ein vertrockneter Geldbeutel." Er ging, und Reifenberg begleitete ihn mit tiefen Verbeugungen an die Thür.

Reifenbergs Angst wurde immer größer, da sein Sohn nicht wieder kam. Endlich entschloß er sich mit tausend Seufzern, seine Einwilligung zu geben, und ließ das durch seine Frau dem Obristlieutenant sa-

gen. Falk ging zu ihm, und verlangte nun, auf einen Wink, den ihm die Frau gegeben hatte, auch ein Etablissement für den Sohn. Beinahe hätte sich die Unterhandlung darüber zerschlagen; doch als Falk die Geduld verlor und die Hand an den Säbel legte, willigte Reifenberg ein. Er trat dem Sohne ein kleines Gut ab, und mußte dies gerichtlich verschreiben und besiegeln. Als er endlich frei war, fluchte er auf den Sohn und auf die Frau dazu. Falk war glücklicher Weise bei dieser Scene nicht zugegen. Die beiden Liebenden wurden in Falks Gegenwart getrauet, und er begleitete sie dann auch nach ihrem Gute.

Georg vergaß seine Rache vor Vergnügen über das Glück des jungen Paares. Falk nahm mit Thränen der Freude von den neuen Eheleuten Abschied, und verfolgte nun wieder die eigne Geliebte.

Er verlor fast allen Muth, noch länger umher zu suchen, als der Herbst die Blätter von den Bäumen streifte. Im November gestand Georg, daß es schwerer sei,

eine Entführte zu suchen, als er gedacht hätte. Aber, sagte er, ein Engel führte uns ja zu Marien; wer weiß, welcher Engel Fräulein Klaudien begleitet!

„Ich glaube," sagte Falk, „sie ist freiwillig gegangen; denn in drei Monaten hätte sie doch wohl einmal schreiben können! Ja, ja! sie hat gewollt, Georg! Laß uns umkehren, und unser Leben zu Hause vertrauern!" Georg machte endlich keine Einwendungen mehr, und Wenzel reis'te nach Hause. Fräulein Renate freuete sich, daß alles so gut gelungen war.

Das Examiniren im Thor.

Fräulein Klaudie fuhr mit ihrem Begleiter gewissermaßen ruhig, da sie durch den Gedanken, den geliebten Herrn retten zu können, muthig wurde. Doch je weiter sie sich von Falkenstein entfernte, desto trüber wurde es in ihrer Seele. Ihr Begleiter war desto froher: er faßte ihre Hand, drückte sie, legte bei dem Schwanken des Wagens seinen Arm um ihren Leib, und scherzte mit ihr sehr vertraut, sehr dreist. Sie konnte nichts dazu sagen, und fühlte auf einmal mit einer Art von Schrecken, daß es gefährlich ist, sich entführen zu lassen.

Am folgenden Morgen wurden die Pferde

gewechselt. Laufer gab im Posthause Klaudien für seine Frau aus. Das nahm sie fast übel. Er stellte ihr nun vor, daß man ihnen wahrscheinlich nachsetzen würde, und daß er durch sein Vorgeben ihre Verfolger irre machen müßte.

Laufer wollte auch in der zweiten Nacht die Reise fortsetzen; dagegen protestirte aber Klaudie sehr ernstlich: denn die Dunkelheit hatte ihn in der vorigen Nacht dreister gemacht. Im Wirthshause, wo sie für seine Frau galt, mit ihm bleiben wollte sie übrigens noch weniger. Sie fuhr noch eine Station weiter; und nun drang sie darauf, er sollte sie Schwester nennen. So leicht er sie für den Anfang seiner Intrigue gewonnen hatte, so hartnäckig fand er sie für die Folge. Er erklärte ihr endlich mit süßen Worten, daß er sie liebe, und daß ihre Verbindung mit ihm den edlen Falk vollkommen sichern könne. Doch sie nahm ihm alle Hoffnung. „Nein!" sagte sie; „niemals! Sterben kann ich für ihn, aber das nicht!"

Was soll denn aus Ihnen werden, mein Fräulein? Sie sind mit mir allein die Nacht hindurch gereis't; Ihr guter Name macht es nun nothwendig, daß Se mir Ihre Hand geben.

„Nein! niemals!" sagte sie mit Aeußerungen des stärksten Abscheu's. —

Laufer hoffte sie dennoch zu gewinnen, wenn er sie nur erst bei seiner Schwester hätte, die in einer großen Residenz lebte. —

Wer sind Sie? fragte der Unteroffizier im Thor.

Der Sekretär Laufer mit seiner Frau.

Nein, nein! rief Klaudie ängstlich dazwischen: ich bin nicht des Herrn Frau, sondern ein Fräulein Falk von Falkenstein.

Der Unterofficier schüttelte den Kopf über den Menschen, der ein Mädchen für seine Frau ausgab. Woher?

Von Falkenstein.

Wo werden Sie logiren?

Bei der Inspectorin Lasser, meiner Schwester.

Wo wohnt die?

Auf der breiten Straße, No. 27.

Der Unterofficier schrieb alles Wort für Wort auf, sah den verdächtigen Menschen noch einmal den Kopf schüttelnd an, und sagte: ich wünsche um Ihretwillen, daß sich alles so verhält, wie Sie es angegeben haben! —

Der Thorzettel kam nach einigen Stunden in die Hände des General-Adjudanten Husaren-Rittmeisters Huber, dessen Gesicht eine frohe Röthe übergoß, als er den Namen Fräulein Falk von Falkenstein las. Er ging mit seinem Zettel, als er ihn dem Guvernör der Stadt vorgezeigt hatte, zu Fräulein Bertha von Falk, der Tochter des Oberkammerherrn. „Kennen Sie ein Fräulein von Falk, die bei Ihrem Oheim gewesen ist?"

Es sind ihrer zwei da gewesen: eine Renate und eine Klaudie.

„Sie ist heute hier angekommen. Wollen Sie sie sehen?

Lieber Huber, wenn es Renate ist, so haben wir alle Ursache, uns vor ihr zu hü-

ten. Klaudie aber — ich kenne sie zwar nicht: doch sie ist der Liebling meines Oheims; und die möchte ich wohl sprechen.

„Darüber sollen Sie bald Nachricht haben, mein Fräulein," sagte der Rittmeister. „Sie ist mit einem Sekretär Laufer hier angekommen. Kennen Sie auch den?"

Es ist Renate! Den kenne ich: ein geschmeidiger, kriechender Mensch, den man in Steinau oft gebraucht, und eben nicht zu etwas Gutem. O Himmel! Er und Renate, die Freundin meiner Mutter. Das ist nicht richtig. Wäre es Klaudie — Doch das kann nicht seyn; wie käme die zu Laufern! So eben denke ich daran. Mein Bruder sagte mir ja wohl einmal, der Oheim liebe Klaudien; meine Mutter und Renate — Ich bitte Sie, Huber, erkundigen Sie Sich. Aber ist es Renate, so sagen Sie ja nichts von mir und meinem Bruder!

Huber ging zu Herrn Laufer, und wurde in das Zimmer gewiesen, wo Klaudie mit

dessen Schwester war. „Hier soll ja ein Fräulein von Falk logiren meine Damen.“ (Madame Lasser zeigte auf Klaudien.) „Sie heißen mit dem Vornamen Klaudie?“ (Sie verneigte sich schweigend.) „Nun, so habe ich Ihnen einen Gruß von einer Verwandten zu bringen, mein Fräulein.“

Einer Verwandten? fragte Klaudie kalt.

„Ja! von der Nichte des Herrn Obristlieutenant Falk, in dessen Hause Sie gelebt haben.“

Bei dem Namen Falk erheiterte sich Klaudiens Gesicht.

„Das Fräulein Falk läßt sich erkundigen, ob Ihr Oheim gesund ist.“

Hier stiegen Thränen in Klaudiens Augen. Ich weiß es nicht; schon seit vier Wochen habe ich nichts von ihm gehört. Er war in Steinau.

„Bei seinem Bruder? Wie aber kommen Sie hieher?“

Mein Bruder hat sie mitgebracht, fiel Madame Lasser ein.

„Mitgebracht? Sie allein? Fräulein, haben Sie hier Geschäfte?"

Klaudie antwortete ängstlich zitternd: nicht die mindesten!

Hubern war dies Zittern verdächtig. „Ich habe Ihnen etwas von Ihrer Verwandten zu sagen, mein Fräulein. Darf ich Sie einen Augenblick auf Ihrem Zimmer sprechen?"

Erlauben Sie, mein Herr, fiel Madame ein: — ich weiß nicht, wer Sie sind . . .

„Der Rittmeister Huber."

Das Fräulein ist im Schutze meines Bruders.

„Das Fräulein, hoffe ich, braucht keinen Schutz; und sollte sie ihn ja brauchen, so wird eine Hofdame der Fürstin, Fräulein von Falk, eine Verwandte des Fräuleins, sie eben so kräftig und anständiger in Schutz nehmen können, als Ihr Bruder, Madame. Das Fräulein hat zu entscheiden. Darf ich bitten, mir das Zim-

mer zu zeigen?" — Madame verbeugte sich, und ging.

Klaudie stand ängstlich da. „Nun, mein Fräulein, Sie waren des Obristlieutenants Liebling, hat mir Ihre Cousine gesagt. Einen Liebling dieses Mannes nimmt jedes Herz, das ihn kennt, mit Liebe auf."

Sie kennen ihn, Herr Rittmeister?

„Ob ich ihn kenne!" rief er, und seine Wangen glüheten von dem Gefühle der innigsten Liebe. „Lebt der Rektor Huber noch?"

Huber? So heißen Sie ja auch! O Herr Rittmeister, sagte sie mit halb geöffneten Armen: sind Sie sein Freund, sein Huber?

„Ja! Unsere Freundschaft, mein Fräulein, soll damit anfangen, daß ich Ihnen dieses Geheimniß anvertraue. Niemand weiß es hier, auch Ihre Cousine nicht. Ich bitte Sie, davon zu schweigen. Nun aber — wie kommen Sie zu Herrn Laufer?"

Kennen Sie den auch?

„Er ist eine Art von Sekretär bei dem

Oberkammerherrn in Steinau, und steht nicht in dem besten Ruf."

Klaudie erblaßte. O, Gott! so bin ich ja wohl wieder betrogen! O, Herr Rittmeister, warum betriegt man mich!

„Wie! betrogen?"

Sie erzählte ihm, wie sie mit Laufern bekannt geworden wäre, und daß sie, um das Leben des edlen Falk zu sichern, sein Haus verlassen hätte, das Haus, ohne welches sie nicht glücklich seyn könne.

Huber lächelte. „Mein Fräulein, der Obristlieutenant ist in keiner Gefahr; auch hat kein Fräulein Schlenz Ansprüche auf ihn. Sie sind betrogen, gute, edle, reine Seele. Er wird jetzt um Ihren Verlust trauern; doch — Sie sollen ihn wiedersehen." (Klaudie sprang auf, und ihr trübes Gesicht wurde heiter, wie ein schöner Frühlingstag.) „O, erzählen Sie mir viel, recht viel von dem edlen Manne, meinem Wohlthäter! Denkt er noch an mich? spricht er noch zuweilen von mir?"

O, sehr oft, und immer mit einer Wehmuth, mit einer so traurigen Liebe...

„Und doch ist er zornig auf mich? nicht wahr?"

Ja; ich weiß aber nicht, worüber. Davon spricht er nie; doch eben darum liebt er Sie noch mehr.

Huber trocknete seine Augen, und fragte, als er sich erholt hatte, nach Klaudiens Art zu leben. Sie erzählte alles, und mit der unschuldigsten Arglosigkeit: wie er angekommen sey, wie er ihr gebrochenes Herz geheilt, wie er sie von dem Druck der Verachtung, worin sie gelebt, auf einmal befreiet, und wie gütig er ihr seine Liebe gezeigt habe. Dann erzählte sie, daß er selbst sie reiten gelehrt, und daß alles eingetroffen wäre, was Georg ihr gesagt; wie schön der gnädige Herr Vetter bei dem Turnier in der goldnen Rüstung ausgesehen hätte! — Die unschuldige Klaudie schüttete ihr ganzes Herz vor dem Rittmeister aus. Das Wort „Liebe" gebrauchte sie nicht; aber die

heißeste, seelenvollste Leidenschaft zeigte sich in jedem ihrer Worte, ihrer Blicke.

„Und Sie konnten ihn verlassen? ihn!"

Um sein Leben zu retten — was hätte ich da nicht gekonnt!

„(Treue Seele!) Aber gerade eben so wird er auch von Ihnen reden, und alle Mal hinzusetzen: und sie hat mich verlassen!"

Mitten in dieser Unterredung trat Laufer in das Zimmer. Der Rittmeister sagte recht artig: „Das Fräulein hat beschlossen, eine anständigere Wohnung zu wählen; sie wird mit mir gehen."

Das Fräulein ist freiwillig unter meinem Schutze. Ich habe Rechenschaft von ihr zu geben, und zwar Personen, deren Ansehen Sie hoffentlich werden gelten lassen, wenn Sie einige Minuten mit mir unter vier Augen seyn wollen.

„Das ist nicht nöthig. Ohne Zweifel hatte Ihnen die Frau Oberkammerherrin von Falk den Auftrag gegeben, das Fräulein aus dem Hause des Obristlieutenants

zu locken, wofür Ihnen dieser nun eben nicht danken wird. Uebrigens steht das Fräulein jetzt unter meinem Schutze, weil sie will."

So muß ich vorher doch wissen, wohin das Fräulein soll. Ich kenne Sie nicht. In diesem Fall ist ein wenig Argwohn wohl zu entschuldigen.

Des Rittmeisters Auge blitzte. „Was wollten Sie machen, wenn ich Sie einen Betrieger nennte? und was, wenn ich Sie auf der Stelle arretiren liesse, einen Menschen, der das Fräulein aus dem Hause eines Mannes stiehlt, wie Falk! In welcher Lebensgefahr war er denn? Wollen Sie Ihr Märchen dem Fräulein wohl noch einmal in meiner Gegenwart wiederholen? Doch — Sie mögen das Fräulein begleiten. Ich bringe sie zu der verwitweten Generalin von Steinfurth.

Laufer erschrak, bückte sich sehr tief, und wollte sich mit einem Befehl der Frau Oberkammerherrin entschuldigen. „Schweigen Sie! Das eben ist es, warum Sie so

gut davon kommen. Wie es Ihnen gehen wird, wenn der Obristlieutenant Falk erfährt, wer Sie sind, das überlegen Sie mit Der, die Ihnen diesen Streich befohlen hat. Seyn Sie so gut, mir einen Wagen zu besorgen, und schaffen Sie die Kleider des Fräuleins herbei. Uebrigens hüten Sie sich, des Fräuleins Namen je wieder über Ihre Zunge kommen zu lassen!"

Huber brachte Klaudien zu der Generalin Steinfurth, einer ehrwürdigen Dame, von der sie mütterlich aufgenommen wurde, nachdem Huber nur ein Paar Minuten allein mit ihr gesprochen hatte. Am Abend kam Bertha, ihre Verwandte zu sehen. Beide Mädchen waren bald allein. An der Brust einer Freundin hatte die arme, verlassene Klaudie noch nie geruhet. Hier fühlte sie zum ersten Mal die schöne Empfindung des reinsten, offensten Zutrauens; und nun war sie auch sehr bald über den Zustand ihres eigenen Herzens belehrt.

Du liebst meinen Oheim, sagte Bertha nach einer halben Stunde, in welcher Klau-

die erzählt hatte; und auch Er liebt dich, meine gute Klaudie, liebt dich mit einer zarten, schweigenden, aber starken Leidenschaft. Gewiß, er wird dir seine Hand geben, Klaudie!

Zuerst erschrak Klaudie bei dieser Versicherung; doch bald fühlte sie die Seligkeit des Himmels in ihrem Herzen. —

Mit ihrer Demuth, ihrer Unschuld, ihrer Sanftheit, ihrer reinen, ätherischen Liebe zu dem edlen Falk zog Klaudie alle Herzen an sich. Schon nach einigen Tagen war sie in der Form, welche die große Welt von einem Mädchen fodert. Sie hatte ihre ganze schöne Weiblichkeit erhalten, und diese war die sichre Schutzwehr ihrer Sitten. Die Liebe, die Achtung, womit man sie hier behandelte, nahm ihrer Blödigkeit das Steife, das Furchtsame: sie behielt nur ihre Demuth, nur ihr rührend einfaches Wesen. Durch Falks Liebe zu ihr hatte sie aber ein Selbstgefühl ihres Werthes bekommen; und in weiblicher Gesellschaft ent-

wickelten sich nun bald alle Kräfte des Geistes, die bisher in ihr geschlummert hatten.

Bertha wollte Anfangs dem Obristlieutenant Nachricht von Klaudien geben. Doch Huber sagte: „nein; ich will sie ihm selbst bringen: er soll in Einer schönen Minute den Freund und die Geliebte zugleich wieder bekommen.“

Auf diesen Augenblick freuete sich Huber, als auf einen der glücklichsten in seinem Leben. Er bat Klaudien, ihre Zeit in der Residenz recht zu nützen; und — was hätte diese für den geliebten Herrn nicht gekonnt, und nicht gethan! Sie stand, nach ihrer Gewohnheit aus Falkenstein her, um vier Uhr Morgens auf, einige Stunden ihr Fortepiano zu spielen, und zu singen, worin sie jetzt Unterricht bekam und wozu sie die glücklichsten Anlagen hatte. Dann las sie — nicht Ritterbücher, wie sie gern gewollt hätte, sondern leichte Dichter, die ihr Herz sogleich mit Gewalt in die schöne Welt der Poesie hinüber zogen. Sie schrieb jeden Morgen an Huber oder an Bertha, und

ihre Briefe bekamen in kurzer Zeit ein wunderbar besonderes Colorit von Eigenthümlichkeit, von einer weichen, romantischen Liebe und einer starken, heldenmüthigen Empfindung. Es lag in ihrem Ausdrucke etwas überraschend Fremdes, das aber das Herz des Lesers mächtig ergriff.

Was sie schrieb, waren ihre eigenen Empfindungen und Gedanken; ihr Lehrer konnte sie nicht dahin bringen, zur bloßen Uebung zu schreiben. Jede Zeile von ihr mußte wahr seyn, aus ihrem Herzen kommen. Eben so gewann auch ihr Wesen eine weiche, von ihrer Liebe geborne, demüthige, wundersam sanfte Empfindung, neben einem stolzen, edlen, gehaltenen Ernst. Sie sprach wenig; doch was sie sagte, war tief gefühlt, und mit edlem Stolze ausgedrückt. Der Mangel an Jugendunterricht machte, daß ihre Seele, welche sich erst unter den Empfindungen des Unglücks, dann einer schwärmerischen Dankbarkeit, und endlich einer heißen, innigen Liebe gewaltsam bewegt hatte, jetzt die Mittel-Ideen über-

sprang und die Resultate, erhaben, oft nur in Einem Worte, oder in Einer Thräne, in Einem Blicke, gewaltsam zusammen faßte.

Eben so war es mit der Musik. Sie hatte ausgezeichnete Anlage zu dieser Kunst; sobald sie aber nur einige mechanische Fertigkeit auf dem Instrument hatte, war ihr das Spielen nach Noten das Allerschwerste. Sie saß fast ganze Stunden vor dem Instrument, und suchte die Empfindungen in den Tiefen ihrer stark bewegten Seele durch Töne auszudrücken. In ihren Phantasieen kamen oft so fremde Accorde, so rasche Uebergänge in ferne Tonarten vor, und dazwischen dann wieder einige Takte mit so weichen, sanften, lieblichen Melodieen, daß ihr Lehrer bisweilen staunend an der Thüre stehen blieb, und mit Entzücken auf diesen seelenvollen Ausdruck der innigsten, tiefsten Gefühle horchte.

Nach und nach verschmolzen indeß die scharfen Ecken, die schroffen Spitzen in ihren Briefen, ihrer Conversation, und ihrer

Musik; es blieben nur schöne, schnelle Blitze einer hohen Seele übrig.

Bertha sagte oft: welch ein Mädchen! welch ein Geist und welch ein Herz! Die Generalin liebte Klaudien, wie ihre Tochter. Nur sie allein wußte von der ganzen Abänderung, die mit ihr vorgegangen war, gar nichts; denn alles, was jetzt in Tönen des Instruments, in den Zügen ihrer Feder, in ihrem Gespräch aus ihrer Seele hervorströmte, hatte sich schon längst eben so auf dem Grunde ihrer Seele bewegt: ihr war es nicht fremd, sondern nur den Andern.

Die Generalin selbst war in der Welt, unter der schweren Hand langer Unglücksfälle, erzogen, aber nicht hart geworden. Klaudiens Unterredungen mit dieser ehrwürdigen Frau wurden ihr eine Schule für das Leben; Bertha's und Hubers freundlicher, fröhlicher Muthwille mischte ein heiteres Lächeln hinzu: und schon nach drei Vierteljahren (so lange blieb Klaudie bei der Generalin) war sie die Zierde jeder Gesellschaft, auch der gebildetsten, geworden.

und, wie Jeder gestand, unbeschreiblich liebenswürdig. Sie hatte alle ihre Tugenden behalten und sie nur durch milde Grazie, sanfte Freimüthigkeit und wahre Geistesbildung verschönert.

Falk besucht Bruchstedt.

Wenzel kam von seinem irrenden Ritterzuge wieder nach Hause. Er stieg traurig vom Pferde, ließ sich von Renaten, von dem Rektor alles noch einmal erzählen, und sah dabei von Zeit zu Zeit seinen Georg an, als wollte er sagen: siehst du? Freiwillig! Er setzte sich auf sein Zimmer, ohne Jemand zu sprechen, außer seinem Georg, der ihn von Klaudiens Liebe unterhielt.

Auf einmal sagte er: „Alle Welt, Georg! was gräme und härme ich mich ab um etwas, das ich nicht ändern kann! — Hier sitze ich, und lasse die Ohren hangen, und frage nicht mehr danach, ob um mich her andre Herzen vor Angst brechen, wie das

meinige. Mag das brechen, guter Georg! Ich will thun, als ob aller andern Menschen Herzen mein wären. Du sagtest mir da gestern von Richter. Was ist es mit dem?"

Georg erzählte, daß der arme junge Mensch die Tochter seines Nachbars, eines reichen Bauern, liebte, und daß der Vater sie ihm nicht geben wollte, weil er arm wäre.

„Ich weiß, wie das thut. Laß mir Richtern kommen! Ich will helfen. In vier Wochen soll, will's Gott, Hochzeit seyn!"

Nach vier Wochen war Hochzeit. Richter kam mit seiner Braut, und wollte vor Falk niederknieen; er gab es aber nicht zu. „Sieh, Georg, das muß ich so ansehn! O, ich wollte knieen, bis mir die Kniee wund wären, wenn ich so einmal Klaudien an meine Brust drücken könnte! Aber das ist vorbei. Laß es gut seyn, Georg! — Alle Welt! habe ich doch meinen Lindner in

Bruchstedt ganz vergessen! Wir müssen hinüber."

Er traf Lindnern in voller Arbeit mit der Verbesserung des Gutes. Alles lag noch im Keim; doch in dem Keime konnte man die künftige schöne Frucht schon erkennen. Jakobine, in einfacher Hauskleidung, besorgte die innere Wirthschaft mit einer solchen Ordnung, einer so ruhigen Freundlichkeit, und doch so kräftig, daß alles vortrefflich von Statten ging.

Die Bauern, welche ungetreue Verwalter vorher ausgesogen hatten, liebten Lindnern, der zuerst für ihr Wohl sorgte, wie ihren Vater. Ihr Viehstand war schon sehr merklich verbessert und vermehrt; die Saaten standen vortrefflich. Die meisten Mädchen aus dem Dorfe kamen täglich zwei Stunden zu Jakobinen, welche sie stricken und nähen lehrte. Lindner ging des Abends öfters in den Gasthof, und sprach da mit den Bauern über die Welthändel, über Landwirthschaft, über neue Erfindungen, über gemeinnöthige oder nütz-

liche Arbeiten für Bruchstedt. Der alte Schulmeister war in Ruhe gesetzt, und wohnte im Herrnhause; ein neuer, geschickter, dem Lindner in Falks Namen ein gutes Gehalt zugesichert, hatte seine Stelle bekommen. Lindner ging nie an der Schule vorüber, ohne sie zu besuchen; und immer brachte er ein Paar Hausväter mit, die sich zu den Kindern hinsetzten und dem Unterrichte zuhörten. — Der neue Lehrer war erst vier Monath da, und Falk mußte erstaunen, als er die Kinder lesen hörte, und ihre Schreibbücher in die Hand nahm.

„Herr." sagte er: „Sie müssen auch in Falkenstein ein Wort zum Rechten reden! Denn dort geben wir nur Geld aus, und kommen nicht weiter." Er war sehr vergnügt über Lindners Veranstaltungen; doch bald setzte er sich wieder in sein Zimmer, und stützte den Kopf.

Darf ich wissen, Herr Obristlieutenant, fragte Lindner, was Sie betrübt?

„O, warum nicht? Sie sagten einmal die Hand des Schicksals hätte Sie hart an-

gefaßt. Mir ist es nicht besser gegangen. Ich habe ein Mädchen verloren, das ich wie meine Tochter liebte, und wohl noch etwas mehr."

Ich — ich habe eine Tochter verloren, und auf immer! sagte Lindner mit stillem Ernst.

„Alle Welt! wie? Sie haben . . . Und es geht Ihnen doch alles so von der Hand? Mir will seitdem nichts glücken!"

Die Arbeit für andre Menschen zerstreuet und tröstet mich, theurer Freund. O, ich liebte sie — mehr kann kein Mensch auf der Erde lieben!

„Hm! das glaube ich fast nicht; denn Sie sollen hören. Aber lassen Sie mich doch etwas mehr erfahren! Sehen Sie, ich bin um des Mädchens willen drei Monath vergebens in der Welt umher gestreift; vielleicht hätte ich mit ihrer Tochter mehr Glück. Was könnte ich auch Besseres thun, als Ihnen vergelten, was Sie an meinen armen Unterthanen thun! Und wer weiß, wenn ich erst das Woher? und

Wohin? weiß! Ich habe schon auf dem Zuge ein Mädchen gerettet, das man . . . Alle Teufel! da war ein Kerl, ein alter Geitzhals, ein Herr von Reifenberg . . ."

Reifenberg? Um des Himmels willen! das eben ist der Mann . . . .

„Alle Welt! das Mädchen heißt aber Siegel: Maria Siegel."

Lindner stand bleich, zitternd da, und streckte nur die Hand nach Wenzeln aus. Und die ist gerettet? fragte er dann.

„Gerettet, lieber Lindner! verheirathet an einen recht braven jungen Menschen, an den Herrn von Reifenberg. Alle Welt! wir müssen einmal hin."

Lindner rief seine Tochter. Jakobine, unsre Marie ist gerettet! hier von diesem edlen Manne! O, erzählen Sie doch, erzählen Sie!

Falk war mit seiner Erzählung noch nicht zu Ende, da rief er: „sehen Sie! hier kommen sie ja selbst!"

Es fuhr ein Wagen mit dem jungen Paare auf den Hof. Marie sprang heraus,

und knieete vor ihrem Vater nieder. Er nahm sie in die zitternden Arme, und konnte nichts sagen, als nur das einzige Wort: Vergebung! Doch endlich fragte er: warum kamst du nicht früher?

Lieber Vater, Sie hatten Steinau lange verlassen. Nur sehr vieles Nachfragen brachte uns endlich auf Ihre Spur. O, mein Vater, der edle Besitzer dieses Gutes war mein Retter!

Der Vater zeigte auf Falk, den sie noch gar nicht angesehen hatte. Marie sprang auf, zu Falk hin.

„Unsere Rechnung ist abgemacht, liebes Kind," sagte Falk, und nahm sie an seine Brust. „Aber lassen Sie doch hören! Sie waren in Steinau? Wer vertrieb Sie denn von da? Siegel? Davon habe ich ja noch nicht ein Wort gehört."

Desto besser, wenn Sie nichts davon wissen! Ich war in Steinau, und bin nun hier. Der Eine Bruder nahm; doch der andre gab siebenfach wieder.

„Das Geraubte, wie es in der Bibel

heißt. Ich verstehe! Alle Teufel! das Steinau wird mir noch so verhaßt werden, wie die Hölle! Siebenfach! ich merke, was das sagen will."

Tausendfach, Herr Obristlieutenant, tausendfach! Denn ohne Sie — was wäre meine arme Marie! Mich schaudert, wenn ich nur daran denke! Vielleicht im Gefängnisse!

Da hatten sie Alle, um Wenzeln her, Thränen in den Augen. „Sehen Sie," sagte dieser: „es ist wahrhaftig kein Zucker, was mir das Schicksal zu kosten giebt; ich könnte wohl sagen, Wermuth. Aber so etwas" — er zeigte auf die jungen Eheleute, die einander umarmt hielten — „so etwas, der Himmel sei gelobt!" — er nahm seine Mütze ab — „giebt es doch auch mitunter. Das Leben ist doch gut!"

Sobald er mit Lindnern allein war, verlangte er zu wissen, wie das in Steinau gewesen wäre. „Siebenfach sagt die Bibel; und wer weiß, ob ich es Ihnen nur zwiefach ersetzt habe! Denn mit Marien dürfen Sie mir nicht kommen; das that

ich auf meine eigene Rechnung, und dafür habe ich Sünder meinen Dank dahin."

Lindner drückte ihm die Hand, und sagte: Lassen Sie das, lieber Freund! Ich heiße hier Lindner; der Name Siegel muß völlig vergessen bleiben. Ihr Bruder hatte nicht ganz Unrecht, und ich nicht ganz Recht. Ich machte gut, was ich gut machen konnte. Die Sache ist ganz abgethan.

„Ganz? Ob er gleich mein Bruder ist, so ... Sie sind mein Freund; und Bruder und Freund — o, wer weiß denn, welches von den beiden Wörtern vor Gottes Throne mehr gilt! Lieber Lindner, erklären Sie mir das einmal. Ich halte auf den Adel große Stücke, so gut wie meine Schwägerin; und so nach und nach — alle Teufel! sogar einer meiner Freunde steht am Tisch hinter meinem Stuhle, der Georg! Ist das recht? Aber er will nicht fort von da. Und ich wüßte auch nicht, wie ich ihn lieber haben könnte, und säße er bei mir auf dem Sofa."

Das, Herr Obristlieutenant, kommt davon her, daß Sie vom rechten Adel sind,

den Gott in's Herz schreibt, und nicht auf ein Stück Schaffell oder Eselshaut.

„Sie wollen mir schmeicheln, oder so; aber wenn ich herum zähle — mein alter Rektor, Sie, Georg, und noch einer! o noch einer! den ich, wenn er hier vor mich hin träte, mit Säbel und Pistolen empfangen müßte. Sehen Sie, mit der Liebe und der Freundschaft hat es mir noch all mein Tage nicht glücken wollen. Aber Gott giebt, denke ich, so gut siebenfach wieder, als wir wiedergeben sollten; und wenn einmal dieses Herz still steht, ohne daß ich eine Gewisse und noch Einen daran gedrückt habe — so ist es mit mir, leider Gottes! — und es folgen mir meine Dörfer mit nassen Augen, und sagen: Wenzel von Falk war ein guter Herr — hat mir dann Gott nicht siebenfach wiedergegeben? Alle Welt! ich will lustig seyn — — wenn ich nur kann!"

Der gute Falk setzte sich diesen Mittag zwischen beide Schwestern, und trank ein Paar Gläser Wein mehr, als gewöhnlich;

aber nach Tische nannte er doch mit zärtlichen Tönen die Namen: „Klaudie! Huber!"

Er ritt nun sehr oft nach Bruchstedt. Renate hatte große Lust, zu wissen, was denn Falk jetzt immer dort thun möchte; und sie würde gern selbst einmal dahin gefahren seyn, wenn nicht Falk das Verbot, es solle sich Niemand unterstehen, nach Bruchstedt zu reisen, mit donnernder Stimme wiederholt hätte.

Sie brachte indeß durch Kundschaften doch so viel heraus, daß Lindner, der neue Oberinspector in Bruchstedt, eine sehr hübsche Tochter hätte; daß er alles thun könnte, was er nur wollte, und eine tolle Wirthschaft triebe; daß Wenzel sogar die Abende mit ihm im Gasthofe unter Bauern zubrächte. Du lieber Himmel! sagte sie; von der Einen habe ich mich befreiet, und da hat der Teufel — Gott vergebe mir die Sünde — schon wieder eine andre! Jetzt konnte sie es sich erklären, daß Falk immer allein ritt. Es sollte niemand wissen, daß er sich dort heimlich eine Geliebte hielt. Sie be-

richtete den Unfug sogleich nach Steinau. Hier war man aber recht froh darüber; denn die Oberkammerherrin wußte, daß Klaudie unter dem Schutze ihrer Tochter in der Residenz war. Sie hatte ihrer Tochter sogleich befohlen, dem Oheim kein Wort von Klaudien zu schreiben, und ihr scheinbare Gründe zu diesem Befehl angegeben. Das Mädchen müßte ja toll seyn, sagte sie beim Zusiegeln, wenn sie nicht gehorchte! — Sie schickte ihrer Tochter Renatens Brief über Wenzels Leben in Bruchstedt mit der Tochter seines Verwalters. Bertha hatte die Augen voll Thränen, als sie das las; Huber aber behauptete dreist, es sei eine Lüge. Klaudien verschwiegen sie alles.

Falk trauerte um die verlorne Geliebte; Renate knirschte mit den Zähnen vor Zorn darüber, daß sie nicht an die neue Geliebte kommen konnte; die Oberkammerherrin triumphirte, und schalt nur über Wenzels Verschwendung. Doch bald lächelte das Schicksal dem edlen Falk wieder zu.

Der Himmel lohnt tausendfach.

Eines Morgens saß Falk auf seinem Zimmer in Falkenstein. Eben hatte er Georgen die Einwilligung zu seiner Heirath mit der hübschen Tochter des Müllers gegeben, und Georg war fröhlich aus dem Zimmer gesprungen. „Dahin ziehen sie Alle!" sagte nun Falk, ihm trübe nachsehend. „Ich fürchte, sie lassen mich am Ende mit der alten Renate allein. Jedes Vögelchen bauet sein Nest, jedes Thier sein Brautkämmerchen im Walde, oder in der Erde; und ich — habe auf die Bibel versprechen müssen... Auf die Bibel? Das ist Unrecht, denke ich, großes Unrecht. Ein Mensch darf wohl nichts

versprechen, was gerade gegen die Natur streitet! . . . Dahin geht ein Jeder, und ich bleibe allein!"

Jetzt entstand im Hofe auf einmal ein lautes Freudengeschrei. Falk trat an's Fenster, und sah seine Husaren um einen Mann her beschäftigt, der auch eine Husarenmütze auf dem Kopfe hatte. Ein alter Kamerad von ihnen, dachte er; ach! meiner ging durch.

Das Getümmel kam die Treppe heran. Die Thür sprang auf, und — Huber stand vor Falk, der, wechselsweise bleich und roth, die Arme hob und wieder sinken ließ. Herr Obristlieutenant! sagte Huber. Wenzel schüttelte den Kopf, und es rollten große Thränen über seine Wangen. „Kreuz, Mord!" rief er: „was thu' ich nun! Hölle und Teufel! da steh' ich, wie der Herkules am Scheidewege, oder — oder, wie ein Narr! Nein, nein! komm mir nicht nahe! Und müßte ich heulen, wie ein altes Weib, bis ans Ende der Welt, so wollt' ich nicht! Die Standarte verlassen! Alle Teufel! Von

mir will ich nicht einmal sagen. Aber ich würde dich nicht verlassen haben, und hätten mich Engel von dir weg gelockt!"

Herr Obristlieutenant, ich hatte meinen ehrlichen Abschied. Hier ist er.

„Wie! was! Abschied?" Er nahm das Papier, das Huber ihm hinhielt. Datum, Jahr, Siegel, alles fand er richtig; und nun lag er auf einmal an Hubers Herzen. Doch schon nach einigen Augenblicken sprang er an die Thür, und rief, so laut er konnte: „meine besten Weinfässer sollen angezapft werden! Und wer heute Abend um 9 oder 10 Uhr noch nüchtern ist, den jage ich zum Hause hinaus!"

Die Nachricht von Hubers Ankunft hatte sich schon im ganzen Schlosse verbreitet. Der Rektor kam. „Vater Huber!" rief Falk ihm zu; nimm deinen Sohn an dein Herz! Er ist nicht durchgegangen; er hatte den Abschied."

Sohn und Vater hielten einander umarmt. Falk wandelte während dessen mit dem Abschiede im Hause umher, und las

ihn,

ihn, zum Erstaunen aller seiner Leute, mit lauter Stimme ab. Dazwischen rief er: „eine Flasche Johannisberger von Anno sechs, und zwei Gläser!"

Sein Plan erweiterte sich. „Kameraden! ladet die Karabiner, und in den Eßsaal!" Renate ging erstaunt hinter ihm her. Huber kam, und wollte ihm noch einmal um den Hals fallen; doch Falk hielt ihn von sich ab, bis die Husaren mit den Karabinern aufmarschirten. Nun ging er, mit zwei Pistolen unter dem Arm, und mit dem Säbel an der Seite, in den Saal. „Herr!" fing er an: „was sind Sie?"

Rittmeister!

„Herr Rittmeister, hier, in Gegenwart meiner Leute, Ihres Vaters und meiner Cousine, bekenne ich, daß ich Sie gröblich beleidigt habe. Da liegen Pistolen, und hier ist mein Säbel. Doch, Huber, ehe du mich todt schießest — denn die Freude hat mich zu einem Kinde gemacht —, laß uns Brüderschaft mit einander trinken, auf Leben und Tod!"

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Er füllte zwei Familienpokale mit dem alten edlen Weine, stieß mit Huber an, trank, und kommandirte: „Feuer!" Die Husaren schossen. „Und nun, Bruder, schieß mich todt! Aber erst laß mich dich noch einmal um Vergebung bitten!"

Huber warf sich an des edlen Mannes Brust, und weinte laut; denn es war in dessen seltsamen Benehmen etwas höchst Rührendes, das er tief in der Seele fühlte. In Hubers Armen dachte Wenzel nicht mehr an das Todtschießen. „Georg!" rief er jetzt: „es soll Turnier seyn! Laß Anstalt machen!"

Die Husaren waren sogleich zum Zimmer hinaus, und Falk lag, ganz außer sich, aufs neue an Hubers Brust. Endlich ging er mit ihm allein auf sein Zimmer. „Aber, liebster Bruder, warum sagtest oder schriebst du denn nicht, daß du den Abschied hattest!"

Ich durfte nicht.

„Was! durftest nicht? Wie soll ich das verstehen?

Der Abschied.

Der Friede war so gut wie geschlossen. Fräulein Julie von Schlenz hatte das Netz fertig, worin sie den schönen, muthigen, reichen Husaren fangen wollte. Dieser Fang war aber so wichtig, daß sie nichts versäumen zu müssen glaubte, wodurch sie ihn gewiß machen könnte; und sie hatte so viel von der Festigkeit seines Charakters gehört, von seiner Anhänglichkeit an das, was er seine Grundsätze nannte, was denn aber, wie man ihr sagte, weiter nichts war, als daß er sich immer von irgend einem Menschen, den er liebte, blind regieren ließ. Der Mensch nun, der ihn in seiner Ge=

walt hatte, war Huber, der Sohn des abgesetzten Rektors.

Der konnte unmöglich Schlenzens Freund seyn, und mußte entfernt werden. Man schrieb hin und her. Der General des Husaren-Regiments, unter welchem Huber diente, war besorgt, man würde etwas von ihm verlangen, das ihn in seinen eigenen Augen entehren müßte; er verlangte daher: man sollte die Art umd Weise, Hubern zu entfernen, ihm überlassen; dann stehe er dafür, daß Falk nie wieder ein Wort mit dem Wachtmeister Huber wechseln solle. Diese Bedingung wurde von der Familie Schlenz sehr gern bewilligt. —

Als Falk im Hauptquartiere war, ließ der General Hubern zu sich rufen. Wachtmeister, ich brauche einen klugen Kopf, auf den ich mich verlassen kann, der sich in einer Verlegenheit zu helfen und mit der Feder umzugehen weiß.

„Hm! Ew. Exellenz!"

Sie sollen zum Feinde übergehen, Huber.

„Ew. Exellenz! ich habe geschworen."

Nur scheinbar.

„Was soll ich da?"

Ein wichtiges Geschäft ausrichten.

„Spioniren? Herr General, ich bin Husar, und kein Spion. Das thue ich nicht."

Sie müssen, Huber.

„Ich bin Arrestant. Lassen Ew. Exellenz mich melden."

Sie sind nicht Arrestant, Huber; auch sollen Sie nicht spioniren: nur durchgehn, zum Feinde übergehn.

„Ew. Exellenz!"

Nichts weiter, gar nichts weiter.

„Ich habe geschworen."

Sie bekommen einen ehrenvollen Abschied.

„Wie! den Abschied?"

Als Officier.

„Was soll ich, Ew. Exellenz?"

Einen Brief an den feindlichen General überbringen. Der Friede ist unter=

zeichnet; das soll aber noch niemand wissen. Sie nehmen dort Dienste.

„Thu' ich das dort, so bleibe ich auch.“

Ich wünsche Ihnen Glück; auch liegt das im Plane. Sie können und sollen dort bleiben, da der Friede unterzeichnet ist.

„Ich verstehe nicht ...“

Ich verstehe es nicht viel besser — eben weil es ein Geheimniß ist.

„Aber, ich muß wissen, was ich dort soll.“

Huber, Sie wissen, daß ich Sie liebe und achte. Sie müssen schlechterdings; oder — Sie werden um des wichtigen Geschäftes willen aufgeopfert. Ich habe dringende Befehle. Man giebt Ihnen den Abschied. Sie gehen mit Ihrem Pferde davon, und nehmen dort nach Belieben Dienste, oder nicht, sobald Sie meinen Brief abgegeben haben. Das ist alles. Aber — zurückkommen dürfen Sie nicht!

„Nie? So mag man mich aufopfern!“

Wer redet von nie! Sie gelten hier einige Zeit für einen Desertör, vielleicht nur zwei oder drei Monath. Aber, Sie geben mir die Hand und Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie so lange von dem Abschiede schweigen, bis ich Sie Ihres Wortes entlasse.

Das versprach Huber, weil er in der That nicht anders konnte. Der Abschied für ihn, als Lieutenant, war geschrieben; der Brief an den feindlichen General lag schon gesiegelt bereit. Huber nahm beides mit Zittern. „Und mein Major?"

Schreiben Sie ihm ein Paar Worte; aber nichts vom Abschiede. Ich will ihn indeß wohl merken lassen, wie Sie dazu gekommen sind.

Huber setzte sich zu Pferde, beritt die Vorposten, ging zum Feinde über, und übergab seinen Brief. Der General las und lächelte. Lieutenant Huber? Ich danke Ihnen. Der Friede ist geschlossen, und Sie haben Ihren Abschied. Sie sind der bravste Soldat unter Ihrem Regimente.

Wir werden nicht lange Ruhe haben; wir brauchen Männer Ihrer Art. Gegen Ihr Vaterland werden Sie nicht dienen dürfen. Herr Lieutenant, wenn Sie wollen — ich nehme Sie in mein Regiment, sobald der Friede bekannt gemacht ist.

Huber begriff von dem allen nicht recht viel; aber — der Friede wurde geschlossen, und er hatte auf seine Ehre versprochen, von dem Abschiede zu schweigen, bis der General ihn seines Wortes entliesse. Er nahm Dienste, und schrieb nach einigen Monathen an den General um die Erlassung seines Versprechens. Die Antwort, die er bekam, war höflich, erwähnte aber der Hauptsache mit keiner Sylbe. Er stieg, da er sich in dem Dienste seines jetzigen Herrn hervorthat, ausgezeichnet schnell. Endlich, nach langem Warten und öfterem Bitten, wurde er von dem General seines Ehrenwortes entlassen; und nun machte er auch sogleich Anstalt, seinen Falk zu besuchen.

„Warum aber?" fragte Falk.

Ich selbst begreife es nicht, antwortete Huber. —

Am Hofe war übrigens die ganze Sache vergessen. Man hielt Hubern für einen Ueberläufer, und vergaß ihn. —

Die Husaren brachen heute einige Lanzen; Renate saß aber allein unter dem Thronhimmel, da Falk mit seinem Huber die Turnierbahn auf und ab ging. Am Abend tanzte das ganze Dorf, und im ganzen heiligen Römischen Reiche ging es heute wohl nirgends so fröhlich zu, wie in Falkenstein, da selbst die Bauern reichlich vom besten Rheinwein bekamen.

Falk sagte in der Freude seines Herzens: „nun ist alles gut, Bruder Huber! Du hast alle meine Wunden geheilt."

Alle? fragte Huber.

„Alle! ... Wie lange hast du Urlaub, Bruder? Ich hoffe ..."

Acht Tage. Aber ich nehme dich mit.

„Schaffe mir noch Einen solchen Tag,

wie den heutigen! Aber — das ist unmöglich."

Ich schaffe dir morgen einen noch bessern.

„Nun, das wollen wir sehen."

Der schöne Tag.

Am folgenden Morgen fragte Huber: nun Falk, wie ist es dir gegangen?

„Huber, davon sage ich dir nichts; denn es ist nun alles vorbei. Ich reite mit dir. Habe ich doch hier einen Mann, der meine Geschäfte besser versieht, als ich selbst!"

Das kann kein Mensch; denn kein Mensch hat dein Herz, Bruder Falk.

„Ja, was den guten Willen betrifft, da nehm' ich es mit Jedem auf. Auch läßt sich Gott wohl damit begnügen; aber nicht die armen Menschen. Es giebt mehr Elend, Bruder, als wir kennen; und da habe ich den rechten Mann, vielem, wenn auch nicht allem, abzuhelfen."

Das bist du selbst.

„Pack ein! das bin ich nicht. Aber ich darf ihn dir nicht nennen, noch weniger zeigen. — Ich begleite dich, und bleibe bei dir. Huber, ich will deine Kinder warten."

Huber fuhr betrübt mit seiner Hand über das Gesicht.

„Alle Welt! du wirst doch heirathen wollen? sonst soll dir der Doctor Kreidenmann den Kopf waschen!"

Davon ein ander Mal, Falk. Aber — hätte ich es doch beinahe vergessen — ich habe dir ein Briefchen mitgebracht. — Falk erbrach es, und las, wie gewöhnlich, laut. „Mein theurer, o, mein theurer Vater!"

„Alle Welt! Vater?" Er sah nach der Unterschrift: „Klaudie von Falk;" ließ den Brief sinken, und sah Hubern mit ungewissen Blicken an. „Huber, erst eine Frage! Und schieß du mir mitten durch's Herz! Ist die Klaudie, die den Brief geschrieben hat, verheirathet?"

Klaudie von Falk! Sonst hieße sie ja anders.

„O Himmel!“ (Falk nahm die Mütze ab.) „Aber — Huber, sieh, da mach ich mit dem lieben Gott Complimente; und ich . . . O, die verdammte Schreiberei in der Bibel! Das ist eben die fatale Geschichte. Aber, was schreibt denn das gute Kind?“

„Ich schicke Ihnen Ihren und meinen Freund, der mich aus den Händen eines Betriegers gerettet hat.“ — „Huber! mein Freund! Du hast sie gerettet aus den Händen eines... Ja, Huber, du hast Wort gehalten! Dieser Tag ist noch schöner, als der gestrige; denn nun muß ich dich noch mehr lieben. Womit soll ich dir vergelten! O, wie arm haben mich diese Paar Worte gemacht! Denn was kann ich für dich thun! dich aus Feuer holen, oder aus Wasserfluthen? Lieber Gott! das thäte ich ja an jedem Bettler. Huber, so fodre doch!“

Ich werde wohl fodern, Falk.

„Willst du, Bruder? Auf deine Ehre? Sag! Aber etwas Großes! etwas, das fast unmöglich ist! Ich schaffe es dir."

Ja, etwas recht Großes. Aber so lies doch! lies doch!

„O, mein Vater, uns trennen weite Länder." — „Ein Paar Schritte, mehr nicht! Ich will Pferde unterlegen lassen."

„Aber mein Geist ist immer bei Ihnen. Meine Wünsche, meine Gedanken, meine innersten Empfindungen, alles kommt von Ihnen, und kehrt zu Ihnen zurück." — „O Huber, das schreibt sie von mir!" — „Die Töne meiner Musik, meines Gesanges, erhalten ihr Leben nur von Ihrem großen Bilde." — „O gütiger Gott! laß mich nur nicht gar zu hochmüthig werden! Da! lies weiter, Huber! Ich kann die Buchstaben nicht mehr sehen."

Huber las: „Ihre Freunde haben mich sehr gütig, sehr liebevoll behandelt. Ich danke ihnen viel. Daß ich Ihnen, edelster von allen Menschen, mit den Zügen meiner Hand sagen kann, wie ich Sie ehre;

daß ich nun erst recht weiß, wie gut, wie menschlich, wie reich Ihr Herz ist: das danke ich meinen hiesigen Freunden. Aber es giebt noch etwas Größeres, das keine Zunge nennt, das in meinen Gesängen nur aus weiter Ferne her schwebt, das in meines Herzens innerstem Heiligthume still und unverletzt und ewig ruhet, eine Empfindung, zu der ich in jedem Unglück fliehen kann, die überall wie ein helfender Engel an meiner Seite steht. Die Empfindung, daß ich nie verloren seyn werde, daß ich gut bin, verdank' ich Ihnen allein. Sie gaben mir den stolzen Willen, gut zu seyn; meine Freunde hier lehrten mich nur einsehen, daß ich ihn habe. Ich sehe Sie bald. O, mein Vater, ich freue mich von ganzer Seele auf diesen schönen Augenblick. Klaudie von Falk."

Wenzel nahm den Brief, und sagte: „Huber, ich muß allein seyn. Nimm es mir ja nicht übel! Ich habe so allerlei mit dem lieben Gott abzumachen, ich armer sündiger Mensch. Aber — ich kann

es ja auch in deiner Gegenwart thun." Er nahm seine Mütze ab, und knieete, mit dem Rücken nach Huber hin gewendet, nieder. Dann stand er wieder auf, und sagte (was für Huber nicht verständlich war): „Siebenfach? Tausendfach! millionenfach! ... Sieh, ich bin ein unwürdiger Mensch; aber nun will ich Frieden machen mit Allen, mit Renaten, mit dem Betrieger, der das liebe Kind... Alle Teufel! wie heißt der Kerl? Und kröche er in eine Spalte, so dünn, wie die Ritze in einer Fensterscheibe, oder in ein Sandkorn — ich muß den Kerl haben, und sollte ich mein Leben damit zubringen, ihn zu suchen! Wie war's? Die Stelle muß ich noch einmal lesen, und den ganzen Brief noch tausendmal, obgleich, mit Ehren zu melden, was von mir darin steht, nicht wahr ist. Denn siehst du, sie hat mir auf der Gotteswelt weiter nichts zu verdanken, als daß ich sie reiten gelehrt habe. Und ein Füßchen hat sie! Höre, hat sie tanzen gelernt? Wir müssen hin, sage ich. Aber nein! behüte! nicht

vom

vom Flecke! Denn ich habe dir schöne Dinge angegeben, Bruder. O, ich bin recht unglücklich!"

Wie denn so, Falk?

Falk erzählte von seinem Versprechen, und von dem Einschreiben in die Bibel.

Dagegen erzählte Huber, daß die Frau Oberkammerherrin Laufern abgeschickt hätte, Klaudien aus Falkenstein wegzulocken; daß er Klaudiens Namen in dem Thorzettel gelesen, und daß sie ihn, an dem ihre ganze Seele hange, nur um sein Leben zu retten, verlassen habe. Er legte die ganze Spitzbüberei offen dar, und setzte hinzu: du bist quitt mit deiner Schwägerin.

Der arme Falk war höchst verlegen. „Ich habe mein Ehrenwort gegeben."

Durftest du nicht, Falk. Es steht in der Bibel: seid fruchtbar und mehret Euch!

„Alle Welt! laß sie die Güter hinnehmen! Bis an meinen Tod müssen sie mir doch lassen, was mein ist. Ich trinke keinen Tropfen Wein mehr, und das Engelmädchen soll Geld genug finden, wenn sie

mir die Augen zugedrückt hat. Mögen sie mir nehmen, was sie wollen, gleich jetzt. Ich gehe wieder in Dienste. Dann bin ich ein reicher Mann. Laß sie nehmen!"

Das wollen wir noch überlegen, Falk. Jetzt laß uns in die Residenz reisen.

„Ja, bestelle alles, wie du willst. Ich will den Brief noch einmal lesen."

Er las den Brief einmal nach dem andern; dann setzte er sich auf, und ritt neben dem theuren Freunde nach der Residenz, zu der theuren Geliebten.

Falk wird ein anderer Mann.

Huber richtete es so ein, daß sie gegen Abend in die Residenz kamen. Sie kleideten sich um, und fuhren zu der Generalin Steinfurth. Beide Husaren traten in ein hell erleuchtetes Zimmer, wo Klaudie stand, um die eingeladenen Gäste zu empfangen. Wenzel eilte auf sie zu, sobald er sie erblickte; und sie flog ihm mit einem sanften Ausruf der Freude entgegen. Eine holde Röthe übergoß ihr Gesicht, als sie ihm die Arme entgegen streckte; doch — sie ließ die Arme wieder sinken, und machte nur eine tiefe Verbeugung.

Falk wußte nicht, wie ihm geschah, als er die Gestalt betrachtete, um welche die Grazien schwebten, und das Gesicht, das ihm jetzt hell, ohne Scheu, entgegen lächelte. Sie redete ihn an: mein Vater, mein Schutzengel!“ so seh' ich Sie wieder! O, willkommen hier, wo die Freundschaft und die Ehrfurcht Sie begrüßen!

Die Generalin näherte sich, und Klaudie stellte ihr den Obristlieutenant vor. Dies ist der edle Mann, liebe Mutter, der Herr von Falkenstein! O Mutter! dies ist der schönste Augenblick meines Lebens!

Herr Obristlieutenant, sagte die Generalin: ich heiße Sie willkommen, den Mann, von dem ein Engel mit der schönsten Begeisterung der Freundschaft geredet hat.

„Potz!“ erwiederte er: „ich kann so hübsche Worte nicht wieder geben, Frau Generalin; aber ich wollte, wir hätten ein Glasfenster in der Brust, wie ein alter Philosoph wünschte, dann würden Sie sehen, wie es in meinem Herzen aussieht... Jetzt begreife ich die Worte des Apostels:

bin ich im Leibe oder außer dem Leibe? im Himmel oder auf der Erde? Ich weiß es nicht. Fräulein Klaudie da ... Ach, Frau Generalin, Sie werden nun wohl wissen, daß man sie nicht verlieren kann, ohne das ganze Leben mit zu verlieren. Es war mir weiter nichts übrig geblieben, als das Gebet, daß mich der Himmel sie möchte wiederfinden lassen; und nun finde ich sie unter Engeln wieder!" — Er küßte der Generalin hierbei die Hand. — „Ich wage es kaum, zu sagen, daß ich hier bin, sie wieder abzuholen."

Herr Obristlieutenant, Sie könnten keine hübschen Worte finden, sagten Sie so eben.

„Worte sind das auch nicht, sondern nur meine Gedanken. Ach! was kann ich fodern, Frau Generalin, wenn ich so sehe, wie geehrt das Fräulein hier ist! Aber, Gott soll mir helfen! es soll ihr auch bei mir wohlgefallen."

Diese Unterredung störte ein Kriegeskamerad von Falk. Er setzte sich mit Wenzeln auf einen Sofa, und sie erzählten ein=

ander von ihren Feldzügen. Alle Wetter! sagte der Kamerad, Sie kennen das Fräulein wohl schon, mit dem Sie sprachen, das Fräulein Falk! Auf meine Ehre, die ist die Krone des Hofes, der Stadt und des ganzen Landes.

„Und des Himmels!" setzte Falk hinzu.

Ein glücklicher Kerl, dem die zu Theil wird! Auch rennen die jungen Herren nach ihr, wie nach dem Glück.

„Was! alle Welt! die jungen Herren?"

Ja, die sind um sie her, wie ein Bienenschwarm um die Königin.

„Aber sie, Freund? sie?

Sie hat eine verteufelte Manier, sich die jungen Herren vom Leibe zu halten, wenn sie weiter nichts können, als die Zähne zeigen. Es ist, als theilte sie ringsum Honig aus: so freundlich ist sie dabei; aber der Wermuthgeschmack kommt nach. —

Jetzt hörte Falk aus dem Saale her Musik. Er brach die Unterredung ab, und näherte sich mit leisen Schritten der Thür. Klaudie sang mit ihrer schönen Stimme

die Hymne an Gott von Mozart. Falk horchte mit angehaltenem Athem. Alles wurde still; denn man verstand jede Sylbe des Textes deutlich, und jedes Wort, jeder Ton, kam aus einer tief bewegten Seele, und erweichte alle Herzen im Saale. Falk sah, wie Klaudiens Brust sich hob, wie ihr Auge blitzte, und sich dann mit Thränen füllte, als sie die schöne, sanfte Stelle sang: „liebt euch, und eure Brüder!" Mit einem heiligen Ernst sang sie sanft die Worte: „seid weise!" mit inniger Zärtlichkeit: „dann ruht auf euch mein ganzes Wohlgefallen!" und dann triumphirend das Allegro zum Schluß: „dann ist's erreicht, des Lebens wahres Glück!"

Als sie fertig war, verbeugten sich alle in der Nähe stehende Männer vor ihr mit einer Ehrfurcht, die halb ihr, halb dem erhabenen Gedanken an Gott, galt.

Wär' ich ein Gott, sagte der Kriegeskamerad leise zu Falk — ich schickte das Mädchen in die Hölle; die könnte den Teufel fromm machen. Falk hörte das nicht mehr:

er ging rasch auf Klaudien zu, beugte sich tiefer vor ihr, als vor irgend Jemand in seinem Leben, faßte, als er sie, mit Thränen der Wehmuth und Liebe im Auge, lächelnd vor sich stehen sah, ihre Hand, und drückte sie zum ersten Mal an seine Lippen. Sie erblaßte, und machte zitternd eine Bewegung, als wollte sie sich ihm zu Füßen werfen; die Generalin faßte sie indeß schnell, und hielt sie. Falk sagte nicht ein Wort; er trat schweigend zurück in die Ferne, und drückte da Hubern die Hand so fest, so heftig, daß dieser ihn fragte: Was ist dir, lieber Falk?

„Mir ist nichts. Aber Gott soll mich bewahren, meine Hand nach dem Engel auszustrecken. Nein, da will ich die Hand auf mein Herz legen, und sagen: Liebe sie; doch verlange sie nicht!"

Was sie sang, hast du gethan, Falk! Was ist schöner?

„Gethan? Lieber Gott! Ich weiß am besten, was daran ist. Geld kann ich hingeben; da hast du meine ganze Herrlichkeit.

Nein, nein! da trete ich still zurück. Das Herz kann ich nicht glücklich machen." Huber lächelte mit der wehmüthigsten Rührung.

Am Tische saß Falk Klaudien gegenüber. Er wurde immer stiller, als er sah, wie sie rings um sich her Freude verbreitete, wie gefällig, wie heiter, wie sanft und bescheiden sie war. Und doch fühlte er sich glücklich; denn sie wendete das freundliche Auge und die anmuthige Rede voll Sinn und Verstand fast immer an ihn. Vorzüglich fragte sie nach Jedem in Falkenstein, nach Georg, nach dem Tartar, nach allem, was Falk vorzüglich liebte.

Er antwortete mit Seufzen. Blöder und stiller war er nie gewesen, als diesen Abend.

Nach Tische trat sie zu ihm, und sagte: Sie sind nicht so heiter, wie sonst, mein Vater.

„Ach, liebes Kind," antwortete er: „es suchte einmal ein recht guter Mensch einen Sitz zur Ruhe, und fand, anstatt eines Ra-

sensitzes, den Thron Gottes mit Engeln umringt. Das war für ihn zu viel. Er schwieg mäuschenstill, und sagte kein Wort von Ausruhen."

Klaudie verstand ihn nicht; sie sollte ihn aber auch nicht verstehen. Sobald sich alle Gäste entfernt hatten, führte sie ihn auf ihr Zimmer, wo er mit ihr allein war. Auf einmal lag sie zu seinen Füßen, benetzte seine Hand mit ihren Thränen, und sagte in trunkener Begeisterung: o, mein Vater! — Er hob sie auf, nahm sie aber nicht in seine Arme, wie er es sonst gethan hatte. Ach! rief sie nun; Sie haben mir nicht vergeben! O, wüßten Sie, wie man mich weglockte aus dem Aufenthalte meines Glückes!

„Ich weiß ja alles, liebes Fräulein; alles! Vergeben? Lieber Gott! wenn Sie so alles von mir wüßten, Sie würden anders reden. Ich, liebe Klaudie... Lassen Sie mich nur gehen; sonst... sonst... Das Herz ist mir so voll! Es ist, als hörten meine Ohren noch immer Ihren Gesang; und sehen

Sie ... Alle Welt! ich muß wahrhaftig fort. O, Gottes Engel mögen Ihr Lager umgeben! Gute Nacht!" .

Er ging schnell zur Thür hinaus, und Klaudie fühlte in ihrem Herzen die Wonne geliebt zu seyn mit himmlischem Entzücken.

Jetzt wußte sie, was er mit dem ruhigen Rasensitze, und dem Throne Gottes wollte, den ein guter Mensch gefunden hatte. Sie legte sich nieder, und in ihrem Schlummer stand ein Engel vor ihr, der Falks edle Gestalt trug.

Die Eskorte.

Am folgenden Morgen kamen Nichte Bertha und Neffe Franz zu dem Oheim, und er drückte sie innig an sein Herz. Einen Augenblick nachher trat Huber in das Zimmer. „Hier, Kinder,“ sagte Falk, „hier habt ihr meinen Seelenfreund, den Herrn Rittmeister Huber.“ Doch der Rittmeister ging auf Bertha zu, faßte ihre Hand, und sagte in dem vertraulichsten Tone: guten Morgen, liebe Bertha! Falk horchte auf. Guten Morgen, lieber Freund Huber! erwiederte Bertha, eben so vertraulich.

„Ah! das laß ich gelten! Freund!

Freund! Hm! Gesicht, Blick und Handschlag deuteten auf ein anderes Wort."

Geliebter! Bräutigam! Lasen Sie das Wort in meinem Blicke, lieber Oheim?

„Was! Wie? Allerliebster Huber! Bräutigam? Braut? Kinder, ich bitte euch, sagt das noch einmal!"

Bertha warf sich an Hubers Brust, und Beide riefen: geliebte Braut! geliebter Bräutigam!

„Bewahre Gott, Kinder! Wenn das die Frau Gemahlin des Reichsfreiherrn Aloysius Falk von Falkenstein, Herrn von Steinau u. s. w., geborne Herrin von Salen-Dorstedt erfährt, so sey Euch Gott gnädig! Huber, eines abgesetzten Rektors braver Sohn? Alle Welt! das gilt wohl vor Gott, aber nicht vor der Mama! Huber, mir wird angst und bange, ob ich gleich hier sitze und mit Freuden sehe, daß meine Nichte und mein Freund... Kinderchen, es kommt mir vor, als säße ich vor einer Schaubühne, wo ich vor Angst nicht aus noch ein wüßte; und nun zöge das Schicksal ei-

nen zweiten Vorhang auf, wo es denn noch schlimmer herginge; ich säße da, müßte von Einem zum Andern sehen, und verginge in Gram. Franz, lieber Junge, du hast doch wohl alles in gutem Stande?"

Mein Vorhang ist schon gefallen. Das Schauspiel ist zu Ende: ich bin Kammerjunker.

„Je, so schlage der Blitz hinein! Das bedeutet wieder nichts Gutes."

Auch nichts Böses, lieber Oheim; gar nichts. Es ist vorbei. Ich träumte wohl einmal von einem Glück; aber es ist vorbei. Seyn Sie unbesorgt. Ich bin Kammerjunker, und werde mit der Zeit wohl noch Kammerherr, wenn man sich an mein gleichgültiges Gesicht gewöhnen kann.

„Kinderchen, das klingt, als ob wir alle Vier anstimmten: ach, wir armen Sünder! Gestern hörte ich singen . . .! Aber sagt doch: Was ist denn?"

Lassen Sie Sich von Hubern erzählen, sagte Bertha. Die Geschichte ist lang, und ich habe heute den Dienst, so wie Franz

auch. Wir müssen fort.” Beide umarmten den guten Oheim, und fuhren wieder nach dem Schlosse. —

„Huber, da sitzt der Teufel selbst drin!” sagte Falk, als sie weg waren.

Falk, du sagtest: fodre, Huber! Nun fodre ich; deine Nichte Bertha fodre ich. Siehst du, daß ich zu fodern weiß? Da hast du das Unmögliche, was du verlangtest. — Falk erfuhr nun Folgendes.

Huber wurde als Lieutenant angestellt. Sein neuer General hatte Recht: der Krieg dauerte bei ihnen noch fort. Huber machte seinem Lehrmeister Falk Ehre: er war überall, wo sich Ehre erwerben ließ. Die Feinde drangen vor, die Hauptstadt kam in Gefahr, so daß die Fürstin mit dem Hofe fliehen mußte. Zwei Regimenter Kavallerie hatten den Befehl, sie zu begleiten, da die Gegend um die Residenz schon nicht mehr ganz sicher war. Sie marschirten zu beiden Seiten des Wagens, eine Stunde entfernt; doch eine halbe Schwadron, wel-

che der Lieutenant Huber commandirte, blieb bei den Wagen des Hofes.

Er ritt neben den Wagen her, übersann sein Schicksal, und dachte an Falk.

Fräulein Falk! rief ein Feldjäger, und ritt an einen der Wagen hinan, um etwas an ein Mädchen zu bestellen, dessen Schönheit und ruhiges Benehmen bei der Gefahr Hubern schon den ganzen Tag interessirt hatte. „Falk!" dieser Name fiel ihm auf. Er ritt an den Wagen, und sagte: Mein Fräulein, ich kenne einen Husaren-Major Ihres Namens, in ...ischen Diensten, Wenzel von Falk.

„Das ist mein Oheim, Herr Lieutenant," antwortete eine freundliche Stimme, und zugleich schlug eine schöne Hand den Schleier von dem Gesichte zurück. „Sie kennen meinen Oheim? Ein seltsamer Mann!"

Ein seltner, meine Gnädige, wie das Erhabene immer selten ist.

„So meint' ich es eben. Er lebt jetzt auf seinen Gütern. Sie kennen ihn?"

Ich

Ich verdank' ihm alles: was ich bin, bin ich durch ihn. Daß ich noch einen Vater habe, — daß ich . . . daß . . . — Er fuhr mit der Hand über die Augen. — Mein Fräulein, Sie sind die Nichte des edelsten Mannes!

Während Beide ganz ruhig so mit einander sprachen, kam auf einmal ein Husar heran gesprengt, und rapportirte. Die Schwadron zog sich zusammen; die Trompeten erschollen.

„Es hat doch keine Gefahr, Herr Lieutenant?" fragte Bertha.

Für Sie nicht, mein Fräulein. So lange ich noch lebe, soll kein feindlicher Husar an den Wagen kommen, worin eine Nichte meines edlen Falk sitzt.

Er sprengte davon, und fast in demselben Augenblick liessen sich am Rande eines Waldes die Feinde schon sehen. Huber, an der Spitze seiner Schwadron, stürzte auf sie los. Sie thaten hartnäckig Widerstand, da ihnen die vielen Wagen Hoffnung zu reicher Beute gaben.

Bertha verfolgte den Lieutenant mit ihren Augen, und sah ihn in den Feind eindringen, alles vor sich her niederwerfen. Sie zitterte, und zwar nur für ihn, den tapfern Mann. Der Feind wurde bald geworfen und in die Flucht getrieben. Die Fürstin ließ, als das Gefecht vorbei war, den Lieutenant an den Wagen kommen, und sagte ihm ein Paar gnädige Worte. Er rekognoscirte nun noch, und beorderte die Wagen, einen andern Weg zu nehmen.

Bertha hätte den tapfern Huber gern gesprochen; doch er hielt sich entfernt. Sie sah endlich, als der Wagen einmal umbog, Husaren um ihn beschäftigt, rief einen von ihnen herbei, und fragte: was ist denn mit dem Lieutenant?" — Er ist blessirt. — Fräulein Falk ließ das der Fürstin melden, und zwar mit dem Zusatze: es sei noch ein leerer Platz in ihrem Wagen.

Der verwundete Lieutenant bekam nun den Befehl, sich in den Wagen zu setzen.

„Es ist nichts, gar nichts!" sagte er zu dem Fräulein; „doch ich muß gehorchen."

Wenn Sie nicht verwundet wären, Herr Lieutenant, so würde ich denken, wir lebten im sechzehnten Jahrhundert, in der Ritterzeit, wovon mein Oheim so viel sprach, als er bei meinem Vater war. Alles ist so ritterlich, und ich kann mich gar nicht fürchten. Das sagte sie muthig, sogar freundlich.

Huber erwiederte kalt und empfindlich: „recht sehr ritterlich, mein Fräulein! Denn dort liegen wenigstens zehn Todte, und unter ihnen ein Jüngling von achtzehn Jahren!"

O Gott! rief Bertha nun, erblassend, und fast ohnmächtig: sind Menschen geblieben? Das hat uns der Feldjäger nicht gesagt.

„So bitte ich um Vergebung, daß ich es verrathen habe. Ich verstand Sie nicht, und erklärte mir Ihr Lächeln ganz falsch."

Sie redeten nun noch eine Stunde über den Oheim, und über den Krieg. Am

Abend erreichten sie die sichere Festung, worin der Hof für's erste bleiben wollte. Huber bestieg nun sein Pferd wieder, nahm von Bertha Abschied, und sagte: „Ich habe heute, mitten im Kriege, die Annehmlichkeit des Friedens genossen, und werde von heute an den Krieg hassen. — O, ein Soldat hat nur ein Wort zu sagen, und schnell, ohne sich zu besinnen; denn der Tod steht hinter ihm, der ihm das Reden auf immer verbietet. Sie, mein Fräulein, haben mir das Leben theuer gemacht. Ich werde es aufopfern, wenn die Ehre es fodert, doch nicht, ohne zu seufzen. Noch am heutigen Morgen wäre es anders gewesen. Nun, wenn ich sterbe, so kann ich doch sagen: ich habe einen Tag gelebt! Und dieser Tag, mein edles Fräulein, ist der heutige.

Er sprengte davon, und sie ließ den Schleier über die weinenden Augen fallen. Doch ihre weinenden Augen nahm Bertha diesen Abend mit in das Zimmer der Fürstin, der sie nun, auf Befragen, von dem braven verwundeten Officier erzählte.

„Das ist im Kriege nun einmal nicht anders!" erwiederte die Fürstin; doch fragte sie nach des Officiers Namen. Bertha wollte die Stunde des Glückes nicht ungenützt vorüber gehen lassen; sie nannte ihn, und wußte seine Tapferkeit, seine Aufopferung für das Wohl der Fürstin, mit glänzenden Farben auszumahlen. So brachte sie erst die Phantasie der Fürstin in Bewegung, rührte sie dann, und flößte ihr etwas von ihrer eigenen Begeisterung ein. Nun mahlte sie Hubers Wunde, seinen Schmerz, sein Leiden in diesen kalten Herbstnächten.

Die Fürstin sagte: erinnern Sie mich wieder an ihn! und Bertha erinnerte nun so oft, so zu rechter Zeit, daß die Fürstin seiner Heldenthat in einem Briefe an ihren Gemahl erwähnte, und — wie es den Damen beim Schreiben wohl geht — mehr darüber schrieb, als sie selbst wohl fühlte.

Huber wurde nun Rittmeister und Adjudant seines Generals, der ihn bald schätzte und auszeichnete. Er stürzte sich, und jetzt mit einem neuen Eifer, wieder in den Tu=

mult des Krieges; denn die keimende Liebe ist der Sehnsucht nach einem besseren Leben so ähnlich! Auch die Hoffnung feuerte ihn an, so daß er die Gefahr bei den blutigen Locken faßte, wie Andre das Glück. Falk hatte zuweilen ein Wort von dem Stolze seines Bruders Aloysius fallen lassen. Indeß der Orden, und der Titel „General," meinte Huber, würden seine bürgerliche Geburt in Vergessenheit bringen. Der Friede machte aber seinen Thaten, seinen Träumen ein Ende: er kehrte als Rittmeister mit seinem Regiment in seine Garnison zurück.

Die ganze Stadt empfing das brave Regiment sehr feierlich. Alle Officier und die vornehmsten Staatsbeamten wurden Mittags von der Bürgerschaft bewirthet. Am Abend war Ball. Huber stand allein in einem Fenster. Es gingen viele junge Frauenzimmer an ihm vorüber, und er glaubte, Fräulein von Falk darunter zu erkennen; doch war er seiner Sache nicht gewiß, da er Bertha nur in Reisekleidung,

und mit einem Schleier vor dem Gesichte, gesehen hatte. Das Mädchen setzte sich neben eine Andre. Huber blieb in ihrer Nähe, und trat an ihre Seite, eben als ihre Nachbarin zum Tanz aufgefodert wurde.

„Ach! Herr Rittmeister," sagte Bertha, schnell aufstehend, und sich ihm freundlich nähernd.

Sind Sie es, Fräulein? erwiederte er, sich verbeugend. Kaum erkannte ich Sie.

„Kaum? Herr Rittmeister, Sie vergessen Ihre Freunde schnell!"

Vergessen? Fräulein, das ist nicht das rechte Wort.

„Welches denn?"

Unvergeßliches Mädchen!

„Herr Rittmeister, es ist jetzt Friede, und nun verzeiht man nicht mehr so, wie im Kriege. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Sie sind gesund. Nun, ich habe den Tod gebeten, Sie zu verschonen."

Er hat Sie erhört, mein Fräulein. Ich lebe; das ist aber auch alles. Sie müßten noch einmal bitten.

„Das Leben ist viel, Herr Rittmeister! Ich liebe es nicht, wenn der Mann gleichgültig, oder gar verächtlich davon redet.“

Viel, sehr viel, ist mir das Leben, und bestände es auch nur aus dem Traum von Einem Tage.

„Ich habe oft mit Dankbarkeit an den Tag gedacht, Herr Rittmeister; Sie retteten uns.“

Fräulein, jetzt ist es mir, als wäre das Leben für den Menschen überhaupt eben so kurz, wie für den Krieger mitten in einer Schlacht. Ich möchte nur Ein Wort zu Ihnen sagen, Ein Wort von Ihnen hören, und dann — gleich viel, was — leben oder sterben. Das Eine Wort sollte der Inhalt meines ganzen Lebens seyn.

„Daß der Müßiggang am Hofe Schmeichler macht, begreife ich; aber der Krieg sollte es nicht! — Der Tod ist kein Schmeichler.“

Wir Soldaten lernen auch von ihm, was er lehren kann: daß das Leben, auch das längste, zu kurz ist für die Freundschaft, für — die Liebe. Er lehrt mich auch ver-

stummen, wenn Sie mich so ernst ansehen. Fräulein, ich habe nahe vor dem Tode gestanden. Das Leben ist mir kein Spiel, und eben so wenig ist es mein Wort. Sie sind sehr gütig, daß Sie mich angehört haben. Und nun darf ich mit Recht verstummen.

Er verbeugte sich mit einer stolzen Ehrerbietung. Bertha erröthete, und gerieth in Verlegenheit. „Herr Rittmeister,“ sagte sie, doch jetzt mit weit geöffneten, freundlichen Augen —: „unser Verhältniß fing so schön an, so freundlich, daß ich Sie bitten muß, es nicht zu verwirren.“

Thue ich das?

„Ja; Sie haben mich verlegen gemacht. Ich werde wieder ganz heiter an das Entstehen unserer Bekanntschaft denken, wenn Sie mir erlauben, mich Ihre Freundin zu nennen. Der Freund meines Oheims, der Mann, der sein Leben für mich wagte, muß heiter seyn, wie ich selbst. Kommen Sie; wir wollen tanzen. Ich bin hier überhaupt nur eine Erscheinung ...“

Die Erscheinung eines höheren Wesens.

„Schon wieder? Sie werden mich argwöhnisch machen. Ich wollte sagen, daß ich nur noch eine Stunde Zeit habe. Noch in dieser Nacht reise ich ab.“

Als der Tanz vorbei war, näherte sich eine Dame, und sagte zu Bertha: Es ist Zeit! Bertha verbeugte sich gegen Huber mit ausgezeichneter Hochachtung.

Zwei Tage schon! sagte dieser. Ich darf nicht mit dem Schicksal hadern. Engel erscheinen selten. Aber — ich soll ja verstummen!

Sie lächelte ihm zu. Er begleitete sie bis an die Thür, und kehrte dann, auf einen Wink von ihr, zurück.

Kaum war Bertha mit einem sehr unruhigen Herzen wieder in der Residenz angekommen, als Hubers Regiment den Befehl erhielt, eben dahin zu marschiren. Huber kam, mit großer Unruhe im Herzen, dort an. Sobald er auf seinem Zimmer war, überdachte er seinen Zustand, und konnte sich nicht verhehlen, daß er liebte.

Er sah, wie weit seine Geburt und seine Armuth ihn von dem reichen Fräulein trennten; auch hatte er ihre Bitte, daß er das schöne Verhältniß der Freundschaft nicht verwirren möchte, nicht vergessen. Unruhig legte er seinen Säbel auf den Tisch, und knüpfte sein Ordenskreuz ab. Wäre dieses Stückchen Metall, dachte er, ein Paar Zoll größer, und das schwarze schmale Bändchen, woran es hängt, von einer andern Farbe und ein Paar Zoll breiter: wer weiß...! Aber — ist nicht die Liebe mächtiger, als der Hochmuth? — — Dieses Kreuz bezeichnet einen Mann von Ehre. Himmel! Wäre die Ehre hier in dieser jungen, menschlichen Brust, worin des Oheims edles Bild steht, nicht mehr, als nur die List höchstens, der Leidenschaft das Kleid des Rechtes zu geben? Nein, Falk, nein! dein Sohn, dein Freund, soll deiner nie unwürdig handeln! — Und so will ich muthig enden, wie du, edler Major, der du nie mit der verderblichen Leidenschaft dingest und feilschest, sondern sie besiegst, wie ein Mann.

Er schrieb, als er das gedacht hatte, an Bertha: „Mein Fräulein, ich will das Verhältniß, das der Zufall — ein glücklicher und ein sehr unglücklicher — zwischen uns brachte, nicht verwirren; darum schreibe ich Ihnen, anstatt Sie zu sehen. Das Schicksal gab mir zwei Tage, die der Inhalt meines ganzen Lebens seyn werden. Einmal muß ich reden, und dann auf immer schweigen. — Ich liebe Sie. Aber ein unglücklicher Zufall, mein Name und der Ihrige, warf eine Unmöglichkeit zwischen mich und meine Hoffnungen. Ich war der Freund eines sehr edlen Mannes, Ihres Oheims. Seine Gestalt steht lächelnd an meiner Seite, und so sage ich Ihnen auf immer Lebewohl. Huber."

Er bekam folgende Antwort: „Sie sind ein edler Mann, Herr Rittmeister; und einem edlen Manne darf das Herz eines Mädchens sich öffnen. Auch mir gab der Himmel zwei schöne Tage, die — das fühle ich — kein Glück aus meiner Seele verlöschen wird. Ich ehre, so gut wie Sie,

Verhältnisse, die sich nicht abändern lassen, bitte Sie aber, wenn wir einander nicht wiedersehen sollten, zu glauben, daß es ein Herz giebt, welches mit einer trauernden Freude und mit großer Achtung immer eines edlen Mannes gedenken wird, dem ich jetzt Lebewohl sage. Bertha von Falk.“

Huber las das mit einer Freude, die zu schön war, als daß er sie durch vergebliche Wünsche hätte schmälern sollen; und doch wünschte er, sein Billet nicht geschrieben zu haben. Desto fester hielt er sich aber nun an den Inhalt desselben: er vermied sehr sorgsam jeden Ort, wo er das Fräulein antreffen konnte. Den Hof verbot ihm sein Name ohne Von ohnedies. Er lebte einsam und still, studierte Mathematik und andre Wissenschaften, und erholte sich durch Zeichnen und Musik. So wurde er bald das Muster eines gebildeten Mannes, wie er schon lange das Muster eines braven, pünktlichen Soldaten gewesen war. Der Gedanke an die zwei schönsten Tage seines Lebens erlosch dabei in seiner Seele nicht.

Auch Bertha trauerte über die Trennung von dem Manne, den sie insgeheim liebte. Die edle Aufopferung seiner Liebe hatte die stille Gluth ihrer Leidenschaft angefacht. Sein festes Halten des Versprechens, stumm zu seyn, rührte sie mehr, als es die allerzärtlichste Erklärung seiner Liebe hätte thun können; denn sie dachte doch zuweilen (und der Gedanke daran würde sogar oft zu einem Wunsche), daß sie ihn irgendwo antreffen würde, wo er zu seyn sehr natürliche Gelegenheit hatte. Aber sie sah ihn nicht wieder, und dabei hörte sie — denn wie häte sie es unterlassen können, sich nach ihm zu erkundigen! — daß er sehr still, sehr einsam lebte und alle Gesellschaften vermiede.

So sehr sie sich auch Mühe gab, ihren geheimen Kummer vor Jedermann zu verbergen, so besuchte ihr Bruder Franz sie doch allzu oft, um nicht zu bemerken, daß sie nicht mehr so heiter war, wie ehemals. Sie machte jetzt zuweilen Bemerkungen über das Drückende der äußern Verhält-

nisse; und diese Bemerkungen, dergleichen sie sonst an ihm getadelt hatte, äußerte sie mit einer Art von Bitterkeit, welche verrieth, daß sie nicht bloß aus ihrem Kopfe kamen.

Er achtete genau auf ihren Umgang; doch er bemerkte gar nichts, was ihre Veränderung erklären konnte: sie war vielmehr noch gleichgültiger gegen alle Männer, als ehemals. Desto aufmerksamer war nun ihr Bruder auf sie. Er ertappte sie, wenn er unvermuthet kam, bei dem Lesen eines Billets, das sie sogleich in großer Bewegung vor ihm verbarg.

Einmal legte sie das Billet in ihr Nähekörbchen, und wurde bald nachher abgerufen. Der Bruder las es, fand den Namen „Huber" darunter, und erinnerte sich jetzt, daß Bertha sonst wohl von dem Husaren-Rittmeister Huber gesprochen, der die Fürstin bei ihrer Flucht eskortirt hatte. Um Gewißheit zu bekommen, ob das Billet von diesem Huber wäre, aß er einige Mal da, wo der Rittmeister Huber aß:

Als dieser den Kammerjunker „Herr von Falk" nennen hörte, blickte er schnell auf, und sah ihn in einer sehr merklichen Bewegung an.

Falk meinte, Huber würde die Gelegenheit benutzen, seine Bekanntschaft zu machen; doch dieser vermied ihn, anstatt sich an ihn zu drängen. Nun redete Falk ihn an, und das Gespräch wurde durch sein Bestreben bald inniger. Wie ganz zufällig, nannte er seine Schwester; und nun goß sich eine Feuerröthe über des Rittmeisters Gesicht. Jetzt war er seiner Sache fast gewiß; und er wurde es ganz, da auch Bertha erröthete, und sich von ihm abwendete, als er, abermals wie ganz zufällig, ihr erzählte, er habe heute mit einem Husaren-Rittmeister Huber gegessen.

Franz wurde von dieser schweigenden Liebe gerührt, und ging nun absichtlich öfter da, wo Huber aß, zu Tische. Es kostete ihm Mühe, dessen Umgang und Freundschaft zu gewinnen; doch als er diese einmal gewonnen hatte, hängte sich der Rittmeister

meister mit großer Innigkeit an ihn, den Bruder Bertha's, den Neffen des edlen Falk.

Franz, ein heftiger junger Mensch, der die Leidenschaft schon darum liebte, weil sie seine Kräfte erhob; der alles leichter ertragen konnte, als ein ruhiges Leben von Einem Tage zum andern; der sich gern in jeder Empfindung berauschte, wie Andre in Wein, und der eben darum am Hofe gar nicht gut stand, aber doch aus Troß daran blieb — dieser Falk hatte jeßt zum ersten Mal den Anblick eines Mannes, der so heftig, wie er selbst, und doch Herr einer so mächtigen Leidenschaft, wie die Liebe, war. —

Doch er hielt Hubers Benehmen für Verstellung. „So, mit dieser schweigenden, verborgenen Liebe fesselt er," dachte Falk, „das Herz meiner Schwester desto gewisser." Aber nie sagte Huber auch nur ein Wort von der Schwester.

Franz mußte es seinem neuen Freunde noch näher legen. „Was, in aller Welt!

Rittmeister!" sagte er: „ist denn die Welt nicht toll? und der Hof, an dem ich der ausgezischte Narr bin, weil ich den Muth habe, etwas zu seyn, am tollsten? Muß man nicht, möchte ich sagen, zwei und dreißig Ahnen nachweisen können, um hinter dem Stuhl einer Fürstin auf ihre gnädigen Winke lauern zu dürfen? Zum Henker! wenden Sie Ihre Ehre daran, um Ehre, nehmlich ein Adelsdiplom, zu bekommen; sonst könnten Sie einmal ein Fräulein lieben," — hier erröthete der Rittmeister — „und die Hoffnung, es zu besitzen, aufgeben müssen, so ein edler Mann Sie auch sind, wie Ihnen alle Welt zugesteht. Sehen Sie, ich will mich, zum Troz meiner Familie, die ganz insgeheim vermischt ist mit Blut von Kammerdienern, Verwaltern und dergleichen Lumpengesindel — aber der Prediger hat diese Verbindungen nicht eingesegnet, und so schaden sie keinem Stammbaum — Ich will, sage ich, meiner Familie zum Troz, eines Bettlers Tochter heirathen, bloß des Spaßes wegen, um Spiel-

arten in die Welt zu setzen, die nicht Pferd, nicht Esel sind. Büffon sagt, Afrika sei ganz voll von Ungeheuern, weil die Thiere sich an den seltenen Flüssen, aller Stammbaumsordnung zuwider, sehr heterogen vermischen. Ich glaube das aber nicht, und viele Naturkundige eben so wenig; denn die unvernünftigen Thiere halten mehr auf einen reinen Stammbaum, als wir von Adel. Da sehe ich ein Mädchen, an deren edle Abkunft Engel glauben würden, und ich ..." — Hier war sein Rausch vorüber: er faßte Hubers Hand, und drückte sie mit einem trauernden Blicke.

Huber lächelte, und sagte nur: ich habe die Casten-Abtheilungen nicht gemacht; doch ich respectire sie.

„Casten? Guter Gott! das sanfteste Volk der Erde, die Hindu ... O Natur! Natur! deine übrigen Kinder sind dir treu geblieben, nur der Mensch nicht." Er stand einen Augenblick mit gesenktem Kopfe da. „Ich habe eine Schwester," fuhr er dann fort. „O Huber! Sie sollten das Mädchen

kennen! Ein stiller Gram zehrt an ihrem Herzen. Was die Freude des Lebens ist, die Liebe, haben unsere Thorheiten zu seinem Schmerze gemacht."

Huber verfärbte sich, fragte aber nicht nach dem Gram der Schwester. Er hing mit Leidenschaft an dem Bruder; doch von der Schwester sprach er nie ein Wort.

Franz bewunderte Hubers unbegreifliche Stärke, deren er selbst nicht fähig war. Seinem wilden trotzigen Muthe, und der zärtlichen Liebe, die er für seine Schwester fühlte, war es unerträglich, daß Beide, sein Freund und seine Schwester, unglücklich seyn sollten. — Auch hatte sein eigenes Schicksal ihn gegen seine Eltern erbittert.

Er redete bei seiner Schwester etwas Aehnliches, und erzählte ihr dann von seinem neuen Freunde, dem Rittmeister Huber, dessen Umgang und Freundschaft er erst durch lange Bemühungen habe gewinnen können.

Vielleicht eben der Huber, sagte Bertha, der uns im Kriege begleitete.

„Mag seyn! Wäre ich ein Mädchen ich würde ihn zum Begleiter durch mein ganzes Leben machen. Aber daß er mit seinem Herzen nicht glücklich ist, daß er . . . . — Wäre ich an seiner Stelle, so . . .“

Weißt du, was ihm fehlt?

„Ich errathe es. Eine unglückliche Liebe!“

Und die hat er dir gestanden?

„Gestanden? Er nimmt sie gewiß mit in sein Grab, ohne sie nur durch einen Seufzer zu verrathen.“

Bertha's Herz fing mächtig an zu pochen. Sie hätte sich beinahe an ihres Bruders Herz geworfen, und ihm alles gestanden. Doch, sie wollte sehen, wie weit wohl Huber in seinem Edelmuthe gehen könnte; daher schwieg sie.

Franz sagte, als er allein war: „o, ihr muthlosen Wesen! Wäre es mir so gegeben! — Ich Unglücklicher!... Mögen sie glücklich seyn, wie sie können!“

Seine Erzählungen von Huber erheiterten seine Schwester. Dem Rittmeister gab er die natürlichsten Veranlassungen, Bertha zu sehen; doch der lehnte sie alle ab, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande.

Die fürstliche Leiche.

Um diese Zeit starb die jüngste Prinzessin des Fürsten, Bertha's Freundin, an einer Krankheit, an welcher selten Fürsten sterben: an Gram über eine verborgene Liebe. Ein appanagirter Prinz des Hauses, vortrefflich erzogen, weil er nicht für den Thron bestimmt, und arm war; äußerst liebenswürdig, weil ihm nie Jemand geschmeichelt; ein junger Mann von großem, starkem Geiste, weil man nichts von dem, was er wünschte, erfüllt hatte; voll Begierde nach Ruhm, und voll noch heißerer Begierde wohlthun zu können, weil er in seiner Beschränktheit unter Menschen gelebt hatte, die ihn liebten, und weil er sich mit seiner

mäßigen Appanage so einzurichten wußte, daß ihm zum Wohlthun mehr übrig blieb, als seinen reichen Agnaten von der regierenden Linie: — dieser Prinz kam an den Hof, den er haßte, den er aber liebte, sobald er seine Cousine gesehen hatte.

Die Prinzessin erstaunte, als sie die edelstolze Figur in den Kreis der Hofleute treten sah; und noch mehr, als sie ihn reden hörte, da alles, was er sagte, Bedeutung hatte und tiefen Sinn verrieth. Sie empfand bald Liebe für ihn, da er in dem weiten Kreise des Hofes der einzige Mann war, in dessen warmer Brust das schöne Leben des Menschen sich regte.

„Haben Sie den Prinzen gesehen, liebe Falk?" fragte die Prinzessin, als sie nach ihrem Zimmer ging, mit einem Händedruck. „Sahen Sie ihn heute?" fragte sie alle Tage ihre Freundin Bertha; und ihr Händedruck wurde immer inniger.

Bald fragte sie das nicht mehr; sie warf sich aber oft schweigend, wenn sie hinaus gingen, an Bertha's Brust, und mit einer

Innigkeit, welche sich diese wohl zu erklären wußte.

Am Hofe waren jetzt viele Feste kurz nach einander, da der Erbprinz sich vermählt hatte, und da in denselben Monath fast alle Geburtstage des regierenden Hauses fielen. Die Oberhofmeisterin der jungen Prinzessin war zu corpulent für eine so schnelle Folge von Hoffesten: sie wurde krank. Die Prinzessin war nun von der strengen Sittenrichterin befreiet, die schon durch das schwerfälligste Wesen alle ihre jugendliche Lebhaftigkeit in Zaum hielt, und blieb beinahe sich allein überlassen. Die Hofdame, welche einstweilen die Aufsicht über die Prinzessin Heloise (so hieß die Liebende) führen sollte, hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß der Prinz sehr oft Gelegenheit fand, mit seiner Cousine zu reden, ohne daß Jemand darauf achtete.

„Ich habe Sie schon oft beneidet, mon cousin!" sagte die Prinzessin lächelnd. „Das Landleben ist mir so lieb; aber nur drei Tage im Jahre sind wir auf dem Lan-

de, und fast alles — alles, was Sie hier sehen, geht mit dahin. So kann ich denn auch dort nicht eine Minute für mich allein seyn. Das ist schlimm!"

Er beschrieb ihr sein einfaches, wohlthätiges Leben.

„Ich muß Sie noch mehr beneiden, je mehr Sie mir davon sagen. Glauben Sie wohl, daß ich zuweilen wünschen kann, ich möchte die Tochter eines Landpredigers seyn?" Bei diesen Worten blickte sie furchtsam umher, obgleich ihre Oberhofmeisterin nicht da war. — „O, wie gern möchte ich mich einmal satt gehen, satt Blumen pflükken können! Ich habe die Morgenröthe in meinem Leben noch nicht gesehen. Ist das nicht viel Unglück?"

Ich darf sie n i e aufgehen sehn! antwortete der Prinz mit einer Heftigkeit, die ihn zu schnell ergriff.

„Nie? warum nicht?" fragte sie unschuldig.

Die Sonne des Lebens! setzte er hinzu, und zeigte auf das Malteser-Kreuz, das

ihn zum ehelosen Stande verdammte. Jetzt verstand sie ihn, und auf einmal waren alle ihre Empfindungen anders, durch diese wenigen Worte alle erhoben. Ueberrascht von ihrer Empfindung, die sie nur so selten äußern durfte, sagte sie unüberlegt: „ich bin noch unglücklicher; mir geht eine Sonne auf, die mir ewig fremd bleiben muß!"

Beide wechselten Blicke, nichts mehr; und in diesen Blicken flossen ihre Seelen in einander.

Beim Hinausgehen warf sich Heloise an Bertha's Herz, und fragte heftig: „haben Sie schon geliebt, Fräulein? Ich liebe ihn, und werde ihn ewig lieben." Bertha erstarrte fast; doch sie fühlte sich hingezogen zu der Unglücklichen, die nichts vor sich sah, als einen goldnen kalten Fürstenthron, nicht eine einzige schöne Hoffnung.

Heloise hatte in ihrem warmen Herzen nie Hoffnungen nähren dürfen; sie war daher entschlossener, als andere Mädchen, der ersten Empfindung eines ungehofften Glückes schnell zu folgen, obgleich auch diese Em-

pfindung eine Hoffnungslosigkeit war. Durch lange Gewöhnung an den Gedanken, daß sie einem ewigen Unglücke geweihet sei, hatte ihre Seele eine Stimmung bekommen, welche leichter vom Schmerze befriedigt wurde, als von der Freude. „Einmal will ich,“ dachte sie, „das Glück des Lebens genießen, und dann in langem Schmerz vergehen.“ Sie sah ihren Vetter wieder; und mehr ihr nasses Auge, als die stammelnde Zunge, gestand ihm, daß sie ihn liebe.

Den lauernden Argus=Augen der Hofleute entging das Glück der jungen Fürstin nicht. Man riß das Paar, nicht mitleidig, sondern hohnlachend und spottend, aus einander. Der Prinz wurde auf das Land verwiesen, und die Prinzessin noch fester an die unbehülfliche, ewig tadelnde Oberhofmeisterin geschmiedet, die gar nicht aufhören konnte, den dicken Kopf darüber zu schütteln, daß es Menschen giebt, die einen Blumenkranz, und hätten ihn auch Engel aus den Immortellen des Paradieses geflochten einer Krone vorziehen können.

Die Prinzessin, der mit der Aufopferung ihrer Liebe das Leben gleichgültig geworden war, spann sich in ihren Gram ein, wie in einen Leichenschleier. So kümmerte sie sich weder um die scharfen Worte, womit ihr Vater ihre Seele durchbohrte — einen Vorwurf, dessen Schmach kein jungfräuliches Herz erträgt —, noch um das ewige Gesumse, wobei ihre Oberhofmeisterin ihr die scharfen, kalten Brillanten der Krone in das Auge voll Thränen blitzen ließ.

Sie dachte an die wenigen Augenblicke ihres Lebens, in denen heiße Lippen voll Liebe die ihrigen berührt hatten; und so war von dem Schicksale der Vorhang des Himmels und der Hölle zugleich vor ihr aufgezogen. Endlich zerstörten der Schmerz, den sie für eine Krone nicht weggeben wollte, und die Liebe, die in ihrem Herzen glühete, ihr Leben.

Ihr Herz hörte auf zu schlagen, doch ohne daß sie schweres Leiden empfand. Sie sah in schönen Phantasieen von dem Sturme des Lebens nichts als am Ende den Regenbo=

gen. Der Tod trat, freundlicher als das Leben und ihre Eltern, in der Gestalt des Geliebten vor ihr Auge, und sie sank in seine ausgebreiteten Arme, mit dem frohen Ausruf: er ist es! Ich bin ewig sein!

Bertha, die Vertraute einer Liebe, welche so still geendet hatte, sank in Ohnmacht, als sie den Tod der Prinzessin hörte. Franz fluchte, als hätte er nie an einem Hofe gelebt, wo man höchstens im Herzen, und nur mit freundlichen, lächelnden Lippen, fluchen darf. Er schwor, lieber bei den Pescherás auf dem Feuerlande, als länger am Hofe, leben zu wollen. —

Die Leiche wurde in einem schwarz bekleideten Saale ausgestellt, und der Giftbecher, an dem das edle Mädchen gestorben war, eine funkelnde Krone, lag auf dem Deckel des Sarges. Am Kopfende stand Bertha in tiefem Schmerz, mit bleichem Gesicht, über welches ihre Thränen flossen, weil sie in dem Tode ihrer Freundin das Vorbild ihrer eigenen Geschichte sah. Ihr gegenüber stand eine andre Hofdame, die schon den

Tag berechnete, da die Trauer endigen und die Musik, die Bälle und Schauspiele wieder anfangen würden. Unten am Sarge stand der Kammerjunker Franz von Falk, auf dessen Gesichte die Farbe des Zorns mit der Blässe des Schmerzes siegend kämpfte. Alle drei hatten von Abends um 10 bis 2 Uhr Morgens bei der Leiche zu wachen.

Es war zwölf Uhr Nachts, als der ablösende Officier, Rittmeister Huber, in den Saal trat. Er warf nun einen Blick auf den Sarg, schlug die Augen dann wieder zu Boden, und stellte sich an das Fußende, dem Kammerjunker gegenüber. Noch hatte er Bertha nicht gesehen, und Bertha ihn nicht. Beide aber schlugen in Einem Moment die Augen auf, und erkannten einander.

Bertha wurde noch blässer; Huber heftete sein Auge wieder an den Boden. Beide dachten nichts als die Geschichte des edlen Opfers, welches hier ein Sarg verschloß und eine Krone bedeckte. Beide weinten,

und wußten nicht, ob um der edlen Todten, oder um ihrer selbst willen.

Wenn es Sie ängstigt, sagte Franz auf einmal zu der zählenden Hofdame, so habe ich für uns Alle gesorgt. Im dritten Zimmer steht ein Sofa zum Schlafen, und Ihr Garderobe-Mädchen erwartet Sie. Nach einer Stunde sollen Sie geweckt werden, und können dann meine Schwester ablösen. — Die Dame ließ sich das nicht vergebens sagen. Der Kammerjunker begleitete sie, und verriegelte die Thür hinter ihr.

Als er mit seiner Schwester und Hubern allein war, zeigte er lange mit Einem Finger auf den Sarg, und sagte dann leise: da habt Ihr die ganze Jammergeschichte! eure und meine!

„O, ich bitte dich, Bruder!" sagte Bertha, sich erschöpft auf den Sarg stützend: „du bist grausamer, als die Menschen, welche dieses Herz brachen."

Eure und meine! wiederholte er lauter. Aber seid still; bleibt unbeweglich, wie Gespen-

spenster, in diesem Jammerhause, worin sogar auch die Liebe stumm geworden ist. Ich bin noch nicht fertig. Still! Kein Laut störe die letzte Minute eines edlen Unglücklichen.

Er wankte zu einer Nebenthür, und kam mit einem Manne zurück, den ein grauer Mantel einhüllte, und in welchem Bertha und Huber, als er seinen Mantel fallen ließ, den Prinzen erkannten, den die Todte geliebt hatte. Franz bewachte die Thür zum Vorzimmer, worin sich Hof-Bedienten aufhielten. Bertha zitterte, und setzte sich vor Erschöpfung auf die Estrade, auf welcher der Sarg stand. Huber hatte den Blick auf sie geheftet, und wußte kaum, was um ihn her vorging. Leise hob der Prinz den Deckel von dem Sarge ab, und betrachtete lange das schöne Gesicht der Leiche. Dann legte er seine Hand auf ihre Brust, in welcher kein Herz mehr schlug, und sagte mit einem schauerlichen Tone: erstarrt! todt! Das Leben hat seinen Werth verloren! O du, die ich liebte, du bist nun

frei, und ich — ich liege noch an den Ketten des Lebens! — Er küßte die kalten Lippen, nahm dann eine Scheere aus seinem Etui, und schnitt eine von den blonden Locken ab, die auf dem Herzen der Todten lagen. Leb wohl! sagte er noch, indem er den Deckel über den Sarg legte. Jetzt wendete er sich zu Bertha und Huber: Ich kann kaum danken, so arm bin ich! Den Kammerjunker umarmte er, und sagte, mit Blicken auf Bertha und Huber: wäre Niemand hier — man sollte mich morgen in diesen Armen finden!

Franz warf ihm den Mantel wieder über, und führte ihn aus dem Zimmer. Als er zurückkam, öffnete er den Sarg aufs neue, und sagte: „Bertha, leg der Todten eine andre Locke auf die Brust!" — Bertha stand auf, und that es zitternd. — „Diese Jammergeschichte ist nun geendet; und die meinige dazu. Huber! Bertha! soll auch die eurige so enden?"

Bertha! sagte Huber erschüttert, fast außer sich, wie träumend.

„Legt," sagte Franz befehlend, „eure Hand auf das Herz der edlen Todten, und schwört einander ewige Liebe und Treue!"

Sie thaten, was er befahl, halb ohne Bewußtseyn, und liessen ihn dann ihre Hände in einander legen. „Mich hat man eben so geopfert, wie dieses theure Herz! Ihr sollt nicht geopfert werden. Fasse Muth, Schwester! Ich bin der Erbe von meines Vaters Gütern; und fehlt uns alles, so bleibt uns der Oheim. Er wird nicht zugeben, daß die Thorheit der Menschen mehr gelten soll, als der Wille des Himmels, der euch, wie mir, gebot, zu lieben.

Huber und Bertha legten die zitternden Hände in einander, und schworen sich ewige Treue.

Jetzt rief der Kammerjunker die zählende Hofdame zurück, ehe die Ablösung kam. Die Liebenden trennten sich, und vor ihnen lag das Leben so hell, wie ein schöner Maitag.

Falk giebt guten Rath, und bricht sein Wort.

Als Huber seine Erzählung geendet hatte, fragte Falk: „was ist aus dem Prinzen geworden?"

Er ging in den Krieg gegen die Türken, und fiel, da er den Tod suchte.

Falk sah lange zu Boden. „Alle Welt!" stieß er endlich mit einem Seufzer hervor: „ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll, und das ärgert mich alle Mal. Es ist nur gut, daß es einen Sarg giebt, worin so etwas still endigt, und ein Schlachtfeld, wo ein braver Kerl mit Ehren aus der Welt gehen kann, wenn sie ihn so gar

schüttelt, wie uns alle. Aber, was ist denn das mit Franz, Huber?"

Das weiß Niemand, als er allein. Glücklich ist dein Neffe nicht.

„Potz Stern und Welt! Da stehen wir vier Paare — doch das Eine ist ja schon in den Friedensquartieren, ob es mir gleich so vorkommt, als hätte es hier müssen glücklich werden. Alle Welt, Huber! du bist der Glücklichste unter uns Allen, wenn ich es recht bedenke. Das glaubte ich ja immer! Du bist mehr geworden in der Welt, als ein bloßer Husar, wie ich. Sieh, stände auch nicht mein Name in der Bibel, und hätte ich in jeder Hand eine Krone, so . . . so . . . Gehorsamer Diener! das Mädchen hat Augen und Verstand; sie würde sagen: der Falk ist eine ehrliche Seele; aber damit allein ist es nicht gethan. Alle Teufel! ich wollte, ich könnte es nur so vorbringen, wie ich es fühle, von Sternen, und dem lieben Gott, und wie wenig die Erde sagen will gegen mein Herz; wie die Welt in meiner Brust größer, glänzender, schöner

ist, als die vor meinen Augen; wie ich an eine Tugend und an ein Glück glaube, die größer sind, als die das Leben zu verleihen hat. Nein, ich strecke meine Hände nicht nach diesem Mädchen aus. Aber dir will ich helfen, Huber, und Berthen. Das kann ich. Denn, siehst du, da sie meine Erben sind, so habe ich ein Wort mit zu reden, ob es gleich einen verteufelten Lärmen geben wird, wenn es heißt: Huber, schlechtweg. Ich wollte wohl rathen: Huber, laß dich adeln! Aber für Geld? das kommt mir gar zu despektirlich vor. Wäre der Adel für das Leben zu bekommen, so würde ich sagen: setze das Leben daran, Huber! Warum nicht auch für Geld? sagt Renate immer. Ich weiß nichts darauf zu antworten; doch, ich fühle, es ist etwas dabei, das keine Ehre bringt."

Und wenn Bertha's Eltern nicht wollen!

„Sie werden wollen, wenn ich sage: mein Herzensfreund!"

Aber — wenn sie nun dennoch nicht wollten!

„Ja, alle Welt! dann wüßte ich dir nicht zu helfen. Huber, ich will mein Vermögen mit dir theilen. Ist es nicht genug, so theile ich noch einmal, bis auf den letzten Heller. Ich will mit dir betteln, mich mit dir durch ein Regiment Kürassier hauen, mit dir in den Tod gehen, wie du es gethan hast. Aber ein Loch in das vierte Gebot machen, das kann ich nicht, und das wirst du auch nicht von mir verlangen."

Was soll, was kann ich denn thun, Falk?

„Was ich thun muß, lieber Huber: die Augen in die Wolken richten, mit Geduld wie ein Mann tragen, was nicht zu ändern ist. Dann, denk' ich, legen Engel einmal eine schönere Krone über unsern Sargdeckel, als eine fürstliche."

Aber, Falk, können Eltern das Recht haben zu . . .

„Bruder Huber, das Räsonniren habe

ich mein Tage nicht leiden können, und du ja auch nicht. Was Eltern können und dürfen, weiß ich nicht; was ich kann und darf, das weiß ich zur Noth: mich an Gottes Wort einfältiglich halten, und sollte ich darüber auch mein Glück in die Schanze schlagen. Aber du kannst mehr, als ich: du kannst warten."

Und wenn sie Bertha zwingen, einen Andern zu nehmen?

„Zwingen? dafür habe ich einen Säbel! Da bin ich auf festem Grund und Boden! Die Gewalt hat kein Vater; und, Huber, ich denke manch Mal, auch Gott nicht: wozu hätte er uns denn die Vernunft gegeben? Dafür stehe ich dir! Hier hast du meine Hand darauf." —

Nun besuchte Falk Klaudien wieder. Sie setzte sich vertraulich zu ihm auf den Sofa, und plauderte. Das war dem guten Falk zu viel: der melodische Ton ihrer Stimme, die gedankenreichen Worte, und die schöne Rührung in allem was sie sagte, machten auf sein Herz den stärksten Ein-

druck. Sie ging auf eine Minute in ein Nebenzimmer, um ein Buch zu holen, dessen sie erwähnt hatte, und das er zu lesen wünschte. „Hm!" murmelte er unterdessen vor sich; „jedes Wort von ihr ist ja ein Engel, der mich auf goldenen Flügeln in den Himmel trägt. Am Ende bilde ich mir noch ein, ich wäre selbst ein Engel, ich armer Mensch, der wie ein Strauß über die Erde wegläuft, und die Flügel bloß zum Laufen braucht. Guter Gott! wer sie so reden hört, mit dieser Freundlichkeit — wer kann da hochmüthig werden, und sagen: liebe mich! Das ist nichts, gar nichts."

Er bat sie, als sie wieder kam, ihm etwas vorzuspielen. Doch, als er auf die weißen so schnell fortlaufenden Finger sah, die er so gern hätte berühren mögen; as sie, ohne daß er sie darum gebeten hatte, anfing zu singen: da trugen die himmlischen Töne ihn in noch höhere Himmel, und er zweifelte nicht mehr, daß er sie lieben könnte, wie sie es verdiente. Schon schwebten

ihm die Worte: „liebe mich, Klaudie!“ auf der Zunge; doch die Bescheidenheit verschloß mit der zarten Hand seinen Mund. Er entfernte sich von den Tönen, die ihn so mächtig ergriffen, trat auf den Balkon, und sagte: „Aber glücklich will ich sie machen! Ich will sie lieben und ehren; doch mein kann sie nicht werden. Und — bin ich denn nicht glücklich genug, wenn sie mich anlächelt, wenn sie mich Vater nennt? Guter Gott! ich wollte tagelang auf den Knieen liegen, wenn sie mein seyn könnte! O, was verlange ich, ich armer, sündiger Mensch! Bin ich nicht, wie jene hochmüthige Königin, die eine unschätzbare Perle in scharfem Essig auflös'te, um sie zu trinken? Ich will einen Regenbogen zu einer Brücke machen, und den Himmel zu meiner Stube haben! Freilich, so wie ich, würde sie wohl Keiner lieben.“

In Schmerz und Liebe fast vergehend, lehnte er sich sanft an das Geländer des Balkons, und sah in den Garten hinunter, wo sein Georg unter den Bäumen auf

und nieder ging, und auf ihn wartete. Auf einen Wink von ihm stieg Georg die Balkon-Treppe leise hinan; auf einen neuen Wink horchte er auf Klaudiens Gesang, und äußerte durch allerlei Zeichen seine Freude.

Klaudie sah sich um, und erblickte den ehrlichen Georg. Sie ging freundlich auf ihn zu, und bot ihm die Hand. Ach, liebes Fräulein Klaudie! sagte Georg.

„Fräulein Falk!" verbesserte sein Herr. „Aber so ist es, mein himmlisch gutes Kind! Man weiß nicht, wie man Sie ehren soll. Der ehrliche Kerl hat Sie von Herzen lieb."

Ja, von Herzen: das weiß Gott! sagte Georg. Und — wie hat Sie nun erst der Herr Obristlieutenant lieb! O, wenn die Bibel nicht wäre, Ihr Gnaden!

Falk winkte Georgen, still zu schweigen; doch dieser heftete die Augen fest auf Klaudiens lächelnden Mund, und fuhr muthig fort, ohne sich an Falks Winken zu kehren: Aber was Bibel! Hier ist der Himmel

selbst! Und, gnädiges Fräulein, mein guter Herr wagt es nur nicht . . .

Was wagt er nicht? fragte Klaudie.

Ihnen zu sagen, daß er ohne Sie nicht glücklich seyn kann.

Klaudie erblaßte, erröthete dann sehr schön, und wendete das Auge voll Liebe langsam auf den edlen Mann, der vor Scham und Entzücken versinken wollte. In ihrem Busen kämpfte die jungfräuliche Würde mit der Liebe, der Dankbarkeit, den edelsten Gefühlen des Lebens. Es rollten Thränen über ihre schönen Wangen, und ihr Busen hob sich in langen Athemzügen. O mein Freund, mein Wohlthäter! sagte sie endlich, stockend: wäre das wahr, wie glücklich würde ich dann seyn!

„Glücklich!" rief Falk; glücklich? O, lieber Gott! Ach ja, er hat Recht! Ich wage es nicht.

Sie sah, daß Thränen aus seinen Augen drangen, und daß seine Brust sich vergebens hob, das Wort „Liebe" hervorzubringen. Nun breitete sie ihre Arme

aus, und rief mit jauchzender Stimme: O, mein Geliebter! mein ewig Geliebter! So sank sie in seine Arme, an sein Herz, erblassend bei der ganz unerwarteten Erfüllung des geheimsten und innigsten Wunsches in ihrem Herzen.

„Heiliger Gott!" rief Falk: „Quelle der Barmherzigkeit! . . . Engel des Himmels! . . . Klaudie! Klaudie!"

Er legte den Kopf auf ihre Schulter, und weinte die süßesten Thränen des Entzückens. Georg knieete, von seiner zu gewaltigen Rührung über das Glück seines geliebten Herrn außer sich gebracht, mitten im Saale nieder. In diesem Augenblick trat die Generalin herein, und sah die seltsame Gruppe: Klaudien, mit einer süßen Ohnmacht kämpfend, in Falks Armen; Falk mit dem Gesicht auf der Schulter des Mädchens liegend, und den treuen Georg neben ihm auf den Knieen.

Klaudie! rief die Generalin; sie ist ja ohnmächtig! — Jetzt richtete Falk sich auf, sah die Generalin an, und küßte die blas-

sen Lippen seiner Klaudie, die so eben erwachte, und noch einmal die Worte; „o mein Geliebter! mein ewig geliebter Falk!" mit den lauten Tönen der glücklichen Liebe ausrief.

Herr von Falk, sagte die Generalin: zwei schönere Herzen konnte die Liebe nicht zusammenführen.

Er sah sie starr an, ohne zu antworten; seine Brust arbeitete unter der Last der zu süßen Wonne. Auf einmal rief er laut: „o, hätte ich deine Stimme, Engel — ich wollte singen: nun ist's erreicht, des Lebens wahres Glück!"

Klaudie trat sogleich an das Instrument, und sang in tiefer Rührung: „nun ist's erreicht, des Lebens wahres Glück."

Gott sei gelobt! rief Georg mit lauter Stimme: nun ist der beste von allen Menschen glücklich! — Er griff nach Falks Säbeltasche; doch Falk nahm ihn an seine Brust, und küßte ihn. „Dir habe ich viel zu vergelten, Georg; sehr viel! Guter Georg, ich bitte dich, zieh die Uniform aus;

thu' es mir zu Gefallen. Hier!" Er gab ihm seine Börse. „Laß dir gleich andere Kleidung machen, und gute!" . . . „O, wie soll ich die Seligkeit tragen! Frau Generalin!"

Die Generalin lächelte ihm zu, und ließ die Liebenden allein. Beider Wünsche waren nun erfüllt; sie konnten sich kein höheres Glück denken, als ihnen die Liebe und die Tugend gewährten.

Falk und seine Freunde.

Falk wollte seinen Huber besuchen, und fand ihn nicht zu Hause. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, als wäre er ein Schauspieler, der eine tragische Rolle einstudierte. In seiner Seele war es wie an einem stürmischen Tage mit unbeständiger Witterung, wo jetzt der Schatten einer dunklen Wolke über den Boden hinläuft, und dann sogleich wieder heller Sonnenschein folgt. Sein Kopf war ein Spiegelzimmer, das ihm aus tausend Punkten die Bilder seines neuen Himmels in die Seele warf. Doch mitten unter diesen Bil-

Bildern, welche alle Klaudiens Gestalt trugen, sah er auch seine Schwägerin und seinen Bruder, die ihm die Bibel zeigten; mitten unter Klaudiens heiligen Gesängen tönten rauh die Worte hervor: „bundbrüchig! treulos! Lügner!"

Er rief seinen Georg, ohne daran zu denken, daß dieser jetzt in der Stadt umherlief, bürgerliche Kleidung zu kaufen, die er gern noch heute haben wollte. Seine Unruhe wurde immer größer, da er Niemand hatte, mit dem er über seine Lage reden konnte. Ueber wichtige Fälle mußte er durchaus mit Jemand reden — wie ja lebhafte Köpfe gern alles dramatisch sehen und denken —, und zumal heute, wo es in seinem Inneren stärker tobte, als jemals. Er wollte in den Himmel gehen, der ihm aufgethan war, und an der Thüre des Vorhofs stand seine Schwägerin, die ihm den Eingang dadurch verwehrte, daß sie ihm sein Versprechen in der Bibel vorhielt.

Falk war nicht etwa ein Heuchler, der jetzt Lust gehabt hätte, sein Wort zurückzu-

nehmen: ihn ängstigte nur die Befürchtung, seine Schwägerin könnte glauben, er wolle es zurücknehmen; noch mehr aber der Gedanke, wie viel von seinem Vermögen ihm selbst noch gehöre.

Endlich trat Huber herein, und fand ihn, mit glühendem Gesicht, im heftigsten Affekt. Was ist dir, Falk?

„Gott Lob, daß du kommst! Ich wollte eine Krone darum geben, wenn ich nur eine Viertelstunde ruhig nachdenken könnte, ohne das Geschrei meiner Schwägerin zu hören. Alle Teufel! Ich bin ein Glückskind, Huber, geliebter Huber! Und mein Georg — Mit seiner Uniform ist es aus. Ich hätte noch zehn Jahre da stehen und sagen können: soll ich, oder soll ich nicht? ... Bruder, wenn du doch mit mir zu einem Juwelier gingest! Ach, der Teufel! ich bin ein wahres Unglückskind!"

Ich verstehe dich nicht, Bruder Falk.

„Huber, mein Herz ist im Himmel, und mein Kopf steckt in einer Tonne, an der ein Bötticher arbeitet. Alle Welt, Bru-

der, wie glücklich bin ich! Sie ist mein! sie liebt mich! Das hat sie mir selbst gesagt. Laß uns gehen! Ich will Perlen einkaufen, und Schmuck!"

Gratulire, Herzens-Falk! So laß uns gehen! Aber wie ist es denn so schnell gekommen?

„Mein Georg, der Tölpel, brach durch; und da war alles richtig. Doch — Huber! ich habe dir den Streich mit der Bibel erzählt."

Gut! vorausgesetzt, daß du nicht heirathetest.

„Nein, Gottes Welt! so war es nicht gemeint."

Meinst du denn, sie glauben daran, Falk?

„Desto schlimmer, Bruder! Aber ich glaube daran. Und — mögen sie doch nehmen, was sie wollen! Das ist es nicht, das nicht! Aber das Geschrei, das sie erheben werden."

Laß sie schreien! Was bist du Ihnen schuldig? Haben sie dir nicht die Braut

wegkapern wollen? Brauchst du Waffenstillstand zu halten, wenn der Feind ihn bricht?

„Das sehe ich wohl ein; aber — ich traue mir nicht über den Weg. An mein Wort halte ich mich. Wenn's nur erst angebracht wäre, Huber! Sieh, ich schaffe Pferde und alles ab, nur die Menschen nicht, bewahre Gott! und eben so wenig ein Paar Kutschpferde für Klaudien. Ich lebe, wie ein Cornet. Dann kann ich in zehn Jahren viel übrig haben. Aber die in Steinau glauben mir nicht, das weiß ich."

Laß mich machen, Falk! Du hast noch das kleine Gut Landen. Das biete ihnen; sie greifen mit beiden Händen zu, sage ich dir.

„Nichts, nichts! Ich bin ihnen alles schuldig, alles. Ist nichts, gar nichts!" —

Die Thür ging auf; Bertha und Franz traten in das Zimmer. „Da! da kommt mein Erbe!" sagte Falk.

Erbe? fragte Franz: ich? ich? Oheim, ich denke, Sie lieben Fräulein Klaudien.

„Das ist abgemacht. Sie wird mein. Aber — wir wollen ja Perlen einkaufen, Huber. Bertha kann mitfahren.

Erst müssen wir die Erbschaftsangelegenheit in Ordnung bringen, sagte Huber, und legte beiden jungen Leuten die Sache vor. Bertha warf sich ihrem Oheim in die Arme, und fing schmerzlich an zu weinen. Franz dachte eine Weile nach; dann sagte er auf einmal, sich vor die Brust schlagend: Ich bin der rechtmäßige Erbe meines Oheims; ich! und von diesem Rechte lasse ich nicht einen Zollbreit nach. Er hat mir die Erbschaft versprochen, und ich fodre ihn auf, sein Wort zu halten.

Falk sah erst ihn an, dann Hubern. „Hörst du, Bruder, wie das klingt?"

Wie eine Hochzeit-Musik, lieber Oheim, sagte Franz, und fiel ihm um den Hals. Nur so wird meine Bertha glücklich, so allein! O Dank sei der Habsucht meiner Mutter...!

„Alle Teufel! Gott verzeih mir! Franz, sie ist deine Mutter!“

Das weiß ich, das kann ich nicht vergessen; sonst hätte ich es schon längst vergessen müssen. Aber, lieber Oheim, hören Sie mich! Ich gehe mit Ihnen auf Ihre Güter. Sie nehmen mich und Bertha feierlich als ihre Kinder auf, und vermachen uns ihre Güter, unter der Bedingung, daß meine Eltern Ihnen ihre Elternrechte übertragen. Mein Bruder und meine Schwester Agnes erben dann Steinau.

„Weiter! weiter!“

Was können meine Eltern dann dagegen einwenden, wenn Bertha Ihren Herzensfreund heirathet?

„O Himmel!“ rief Falk sehr freudig: „du bist ein Engel, Franz! Aber — sie werden es nicht glauben, wenn ich mit meiner Heirath hervorrücke.“

Sie müssen es glauben; denn Sie, lieber Oheim, sollen mir die Güter sogleich abtreten. Ich bin Herr von Falkenstein.“

Nein, nein! riefen Bertha und Huber zu gleicher Zeit.

Falk aber fragte, seines Neffen Hand ergreifend: „warum denn nicht? Sagt einmal: warum denn nicht? Ich ziehe nach Bruchstedt. Meinst du nicht, Neffe?"

Nach Bruchstedt nicht, Oheim. Sie bleiben in Falkenstein, und ich, — wo ich kann. Es versteht sich übrigens, Oheim, daß ich Ihnen die Güter förmlich wieder abtrete. Ihre Kinder erben von Ihnen.

„Der Anfang war gut, Franz; aber das Ende? das sieht aus wie eine Spitzbüberei. Wir wollen uns an den Anfang halten. Franz," setzte er mit einem finstern Blicke hinzu, „es wäre mir lieber, ich hätte den Pferdefuß an der Engelsgestalt gar nicht gesehen. Du wirst Herr von Falkenstein auf ewige Zeiten."

So bedaure ich, lieber Oheim. Ich mag den Pferdefuß nicht an mir tragen.

„Ich noch weniger, Franz. Dann bleibt es, wie es ist. Ich trete deinem Vater die Güter ab, mit dem Vorbehalt, daß ich Herr davon bleibe, so lange ich lebe."

Ich nehme sie, doch mit dem Vorbehalt,

daß ich sie dem Sohne meines Oheims wiedergebe.

„Das magst du in Gottes Namen thun, Franz. Ein Sohn von mir wird seines Vaters Wort ehren: dafür stehe ich dir! Und dein Vater wird schon dafür sorgen, daß dir die Hände gebunden sind; denn ich gebe die Güter nicht dir, sondern ihm." —

Ich wollte euch retten, sagte Franz unwillig. Die Großmuth deines Oheims, Bertha! deines Freundes, Huber! ist eben so grausam, wie der Stolz meiner Eltern. Nun so fahr hin! Wenn du unter dem Sargdeckel liegst, dann will ich Hubern auch zu dir führen. O, es wird mir wehe thun, wenn dann bei dieser Jammerscene der Name Wenzel Falk genannt wird!

„Gottes Welt! Franz! rede nicht so! Ich handle, wie ich muß; betriegen kann ich nicht. Sieh, so viel ich darf, will ich thun; du sollst meinen Kindern Bruchstedt zurückgeben. Um Hubern glücklich zu machen, will ich mir auch das gefallen lassen. Schlag ein, wenn du das willst!"

Franz besann sich einige Augenblicke, und schlug ein. Noch Eins, lieber Oheim, sagte er dann: ich habe einen Bruder, und eine zweite Schwester.

„Liebe Kinder! Agnes, die kleine Schmeichlerin, und der Junge muthig und offen.“

Wir setzen in das Instrument, lieber Oheim, daß beide Kinder nicht ohne Ihre Einwilligung verheirathet werden sollen.

„Alle Teufel! in der Bibel steht nichts von Bedingungen.“

Nein, aber in der Abtretungs-Akte sollen sie stehen.

„Mit meinem Bruder! Guter Gott!“

Meine Geschwister haben Herzen, wie ich. Und Oheim! Oheim! Sie sollten wissen, mit welcher Härte man auf mein Herz geschlagen hat! — Er wendete sich traurig ab. —

„Armer Junge! können wir nicht für dich eine Bedingung in das Satansinstrument setzen?“

Franz schüttelte den Kopf. Nein,

Oheim; nein! Auf meinem Herzen liegt der Sargdeckel schon.

„Wer legte ihn über dein Herz, lieber Franz?"

Meine Mutter.

Falk hielt die Hand vor die Augen, ging in den Saal, kam bald mit leuchtenden Augen wieder, und sagte: „Wäre kein Unglück in der Welt, Kinder — ich rede von rechtem Unglück, nicht von Armuth, Feuersbrunst, Erdbeben, Schiffbruch, obwohl auch die es arg genug machen können, sondern von dem Unglück, das Menschenhände einem über das unschuldige Herz häufen, an dem man zu tragen hat bis in's Grab —: ich will wetten, so dächte kein Mensch an ein künftiges Leben. Glaubt mir: die schönste Hoffnung, die einzige unsterbliche, ruhet auf Thränen. Der Rektor disputirte einmal mit mir darüber; es war aber Wind, und weiter nichts. Ein Herz voll Tugend, mit der Dornenkrone oben drauf — daran kann ich gar nicht denken, ohne Gott zu preisen, daß ich unsterblich

bin. Und so denn in Gottes Namen! Das wäre also richtig. — Laßt uns zu einem Manne fahren, der Juwelen hat. Franz, ich wollte recht theure kaufen, dachte ich ...“ — Er, mit seinem feinen Gefühl, vollendete nicht, was er hatte sagen wollen: aber jetzt bist du mein Erbe.

Ich muß für Klaudien einkaufen, lieber Oheim! rief Franz gewaltig; ich muß! oder, Oheim, es hat noch Niemand so hart auf mein Herz geschlagen, wie Sie!

„Habe ich, guter Junge? Ich meinte es ehrlich, Franz. Aber kauf, kauf! und Bertha hilft dir aussuchen. Hier habt Ihr einen Wechsel.“

Er gab ihnen einen Wechsel auf eine sehr beträchtliche Summe, und sie fuhren weg.

Falk blieb nun, mit reiner Seligkeit im Herzen, allein. Jetzt betrat er froh das Allerheiligste der Natur, des menschlichen Lebens, den einfachen Tempel einer reinen, edlen Liebe. Sein Auge glänzte immer stärker, seine Blicke wurden immer trunke-

ner: er vergaß die Erde; und seine Phantasie trug ihn empor in ein Paradies voll unaussprechlicher Seligkeit. —

Er nahm ganz kalt den prächtigen Schmuck, welchen Franz eingekauft hatte, gab ihn Bertha'n, und sagte: „gieb du ihn Klaudien! Mich dünkt, ich habe ihr etwas Besseres zu geben: ein Herz voll wunderbaren Friedens, Einen Gedanken, einen festen Entschluß.

Doch, als Bertha, die etwas früher zu Klaudien hinfuhr, ihre Freundin mit den Perlen und Diamanten geschmückt hatte, Falk dann mit Huber in ihr Zimmer trat, und sie ihn mit offnen Armen empfing, und ihm sagte: „ich habe nichts als ein Herz, und eine ewige Liebe für den edlen Mann, der jetzt mein ist!" da hätte er sie doch mit noch mehr Perlen schmücken mögen. Und als sie mit ihm in den Saal ging, sich lieblich-lächelnd bescheiden verbeugte, und dabei den schönen Arm doch nicht aus dem seinigen zog, und ihn nach jeder Verbeugung mit einem sanften Blicke der Freude

ansah, als wollte sie sagen: du allein bist mein Glück! — da hoben ihn seine Empfindungen empor zu den Sternen, in den Himmel, in die Unendlichkeit, deren Wonne ihm jetzt ertheilt war. Die Generalin kündigte nun der Gesellschaft an, daß Fräulein Klaudie von Falk die verlobte Braut des Obristlieutenants wäre. Falk hörte jetzt Klaudien zum ersten Mal so nennen; und in demselben Augenblick legte sie ihre Hand in die seinige, verbeugte sich tief gegen die Gesellschaft, und sagte einer jungen Freundin, die ihr Glück wünschte und sie küßte: ja, er ist mein, und ich bin glücklich! Jetzt wurde ihm das Gefühl seiner Seligkeit zu mächtig; er beugte sich auf Klaudiens Hand, nicht, um sie zu küssen, sondern um eine Thräne der Wonne zu verbergen.

Um sich zu erholen, ging er auf den Balkon hinaus. Doch — der hellleuchtende Mond schien ihm Klaudiens Gesicht, und eine glänzende Wolke, die am Monde hing, ihr zarter, geistiger Körper. — Sie stand aber schon, ungesehen, an seiner Seite, faßte

seine weiche Hand, und sagte leise: Bist denn auch du glücklich, mein Geliebter? O, könntest du in mein Herz sehen, edler Mann, wie rein es dich liebt, wie fest und unveränderlich bis zur letzten Stunde dieses Lebens, bis in die Ewigkeit hinaus!

Er drückte sie sanft an sein Herz. „Klaudie, ich glaubte immer, deiner nicht werth zu seyn. Aber ich habe dich gefunden, und liebe dich ohne Maß. Du? du liebst mich, weil meine Liebe lauter, und treu ist. Nun auch mein Herz wird rein, und unveränderlich werden, weil du dich mir gegeben hast.” Beide drückten die Lippen sanft auf einander, und weinten vor Entzücken. Dann blickte er mit den glänzenden Augen zum Monde auf, und sagte: „es ist eine Unsterblichkeit! Und deine Seele ist noch schöner, als der Himmel über uns!”

Sie standen lange schweigend da, und drückten einander die Hände. Ihre Seelen ergossen sich, bei heiligen Schauern des Himmels, auf ewig in einander.

Die Ueberraschung.

Renate war bei Hübers Anwesenheit in Falkenstein nicht unthätig gewesen. Sie schlich hinter ihm und Falk so lange her, bis sie einmal den Namen Klaudie hörte, und dann wieder, bis sie wußte, daß Klaudie in der Residenz unter des Rittmeisters Schutze war, und daß Falk hinreisen wollte, sie wiederzuholen.

Als Falk kaum auf seinem Pferde saß, setzte sie sich hin, und schrieb, in vollem Zorne.

„Hochwohlgeborne Frau Cousine!
Hochgeehrteste Frau Baronin!
Gnädige Frau!

„Seit acht Tagen ist hier in Falkenstein ein Lärmen gewesen, wie beim Thurmbau

zu Babel, oder in der Arche Noah. Und über den vortrefflichen alten Rheinwein, den unser hochseliger Vorfahr gewiß nicht für Husarenkehlen mit theurem Gelde gekauft hat, ist es her gegangen, daß sich Gott erbarme! Da kam des Rektors Sohn, ein Taugenichts von Kerl, ob er gleich Rittmeister ist: ein Desertör, und ein Gotteslåugner dazu; denn er hat mich behandelt, als wäre ich hier das fünfte Rad am Wagen."

„Nun, der brachte dem Herrn Vetter einen Brief mit, von dem albernen Mädchen, der Klaudie; und, Gott sey bei uns! der Herr Obristlieutenant sah, als er den Brief las, justement so aus, als sähe er mit leiblichen Augen in den Himmel hinein."

„Ich zwar, Gott Lob! kann ruhig dabei bleiben, ob ich gleich Ursache genug hätte, mich zu beklagen; denn ohne mich wäre er schon ein Bettler. Wie der Prediger Salomo von einer guten Frau sagt, habe ich meine Stimme ertönen lassen im Hause vom Morgen bis in die Nacht, und meine

Hände

Hände nicht ruhen lassen, aber Verdienste werden nicht erkannt! Nun muß Klaudie den Lohn ernten. Es jammert mich nur, daß der Vetter nun die schönen Güter verschwenden wird, die nach unserem Plan einmal in die Hände Ihrer Kinder kommen sollten. Es ist die höchste Zeit, meine gnädige Frau Cousine, wenn Sie die Güter retten wollen; denn wenn Sie länger zögern, so werden wir, wie die fünf thörichten Jungfrauen — dem Himmel sey es geklagt! ich hatte Oel auf meinem Lämpchen, und wäre gern dem Bräutigam entgegen gegangen — Wahrhaftig eine kluge Jungfrau, diese Klaudie! Ich möchte nur wissen, was der Herr Obristlieutenant an ihr findet, das er nicht an Andern noch einmal so gut finden könnte!"

„Aber das Letzte muß gewagt werden. Sie müssen nach der Residenz, und ihm die Bibel vorhalten, in der sein Versprechen geschrieben steht. Ich nehme ein Buch mit, worin ich ihm auch ein Paar

Worte zeigen will, die er nicht ohne roth zu werden lesen soll.“

„Der Herr Oberkammerherr muß auch mit, und Ihre beiden Kinder; denn Kinder können einem das Herz ganz weich machen, wenn sie recht weinen und klagen: das habe ich einmal in der Komödie gesehen. Es geht mir noch allerlei im Kopfe herum, was ich ihnen unterweges anvertrauen will. Es betrifft das Ritterwesen. Wir müssen alles wagen; denn Klaudie soll und muß seine Frau nicht werden: das schwöre ich bei der Ehre unseres hochfreiherrlichen Hauses. Leben Sie wohl!“

Renate Falk von Falkenstein, 2c.

N. S. „Wir werden wohl zwei Wagen nöthig haben; denn ich nehme alle meine Kleider mit. Wer weiß, wie wir sie da gebrauchen müssen! Gelb ist jetzt Mode. Das ist mir lieb; denn Gelb erhöhet die Gesichtsfarbe, ob ich gleich nach solchen Eitelkeiten nicht viel frage. Der Himmel hat mir ein Gesicht gegeben, mit dem ich zufrieden bin. Gott bewahre, daß ich so eitel

seyn sollte, wie Klaudie auf ihr Bißchen Schönheit! Und es ist noch die Frage, ob man es wirklich Schönheit nennen kann. Aber hin müssen wir; sonst ist alles verloren! Das sage ich Ihnen, und Sie können mir glauben."

Die Frau Oberkammerherrin hatte diesen Brief — dessen Heterographie wir zum Besten der Leser berichtigt haben — kaum zu Ende gelesen, so schalt und schimpfte sie, daß alles im ganzen Hause zitterte. Die Koffer wurden gepackt, und der Herr Oberkammerherr bekam den Befehl, sich zu einer Reise fertig zu machen. Agnes und der jüngste Sohn standen vor der ergrimmten Mutter, und mußten sich üben, den Oheim durch Bitten und Schmeicheleien zu rühren. Die Bibel wurde natürlicher Weise mit eingepackt, und zwar obenauf, damit sie sogleich zur Hand wäre.

Es ging ein Bote zwischen Renaten und der Frau Oberkammerherrin hin und her, und schon nach einigen Tagen saßen Beide ganz allein neben einander im Wagen, und

überlegten, was zu thun seyn möchte. Alis mit den beiden Kindern fuhr in einer Chaise. Die ganze Reisegesellschaft stieg in einem Gasthofe der Residenz ab, und fuhr dann, sobald sich Jeder umgekleidet hatte, nach dem Schlosse, um von Bertha Nachrichten einzuziehen. Unglücklicher Weise fand man sie nicht zu Hause, und ihr Garderoben-Mädchen sagte: das gnädige Fräulein ist bei der Generalin von Steinfurth.

„Und mein Sohn?"

Der wird wohl auch da seyn, bei dem Herrn Obristlieutenant von Falk.

„Wohnt der d. ?"

Nein; aber seine Braut, das Fräulein von Falk.

Klaudie? fragte Renate. Braut wäre die? Nicht möglich! Ich hoffe, der Herr von Falk hat bessere Augen.

O, das Fräulein ist ja ein Engel! die Krone der Stadt und des Hofes! Alle Herren beten sie fast an.

(Renate würde, als sie das hörte, vor Neid grün und gelb ausgesehen haben,

wenn es nicht die dicke Schminke in ihrem Gesichte verhindert hätte.)

„Können wir dahin fahren?" fragte die Oberkammerherrin Renaten.

Warum nicht? Fräulein Falk wohnt ja dort, sagte die Jungfer so eben. —

Sie fuhren dahin, und hatten die Bibel nicht vergessen. Ein Bedienter trug sie in das Vorzimmer, und wartete auf weitere Befehle. Renate war die eifrigste: sobald sie Klaudiens Zimmer wußte, machte sie, ohne anzupochen, die Thür auf. Doch, anstatt Klaudiens, sahen sie Bertha, die in der vertraulichsten Stellung neben dem Rittmeister saß und ihren Arm um seinen Nacken gelegt hatte. Wie erstarrt, blieb die Mutter auf der Schwelle stehen. Bertha sprang, bleich vor Schrecken, auf, und näherte sich ihrer Mutter, die den Blick fest auf dem Rittmeister hielt, um zu errathen, wer er wäre.

„Wer ist der Herr?" fragte sie endlich; und Renate antwortete: der Rittmeister

Huber. Ei, ei! da finden wir wohl noch etwas, woran wir gar nicht dachten!

Die Mutter blieb mit offenem Munde vor ihrer Tochter stehen, weil sie bei dieser Ueberraschung das rechte Wort nicht finden konnte: denn die Figur des Rittmeisters, der fest und stolz vor ihr da stand, machte sie furchtsam; und doch hatte die vertraute Lage, worin sie ihre Tochter mit ihm gefunden, ihren Zorn erregt. „Rede!" rief sie endlich ihrem Manne zu.

Alis machte eine Verbeugung gegen den Rittmeister, und dieser erwiederte sie. Dasselbe geschah noch einmal, weil Alis den Anfang eben so wenig finden konnte, wie seine Frau, und weil Huber zwar wohl vermuthete, wer die Fremden waren, aber es doch nicht wußte. „Rede, sage ich!" rief die Oberkammerherrin; „du bist ja Vater!"

Ich bin Vater, Herr Rittmeister, hob Alis, wieder mit einer Verbeugung, an; und in diesem Augenblick trat Falk aus dem Nebenzimmer herein.

„Gottes Welt!" rief er, als er seinen

Bruder erblickte. „Alis, lieber Bruder! das hier ist ein braver Mann, mein Herzensfreund, der Rittmeister Huber, der alles sich selbst verdankt, nicht, wie wir, seinen Vorfahren."

Jetzt brach der Zorn seiner Schwägerin auf einmal aus den blauen Lippen hervor. Das mag er! Aber ein Fräulein Falk ist zu gut für einen Menschen, wie er, für einen Desertör! Schämen sollten Sie Sich, Herr Schwager.

„Desertör?" rief Falk dazwischen, zog sein Taschenbuch hervor, und sagte ganz sanft: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen etwas vorlese, Frau Schwester." Er suchte Hubers Abschied, den er durch ein Ungefähr gerade bei sich hatte.

Vorlesen? rief die Oberkammerherrin. Ich will Ihnen vorlesen. Sie lief in das Vorzimmer, und nahm dem Bedienten die Bibel ab.

Auch ich will Ihnen vorlesen, Herr Vetter, rief Renate, und zog ein Papier aus der Tasche; — etwas, das ich aus

dem Doktor Kreidenmann von der Ritterschaft Staat, Recht und Freiheiten abgeschrieben habe.

Doch Niemand hörte auf den Andern. Falk las mit lauter Stimme Hubers ehrenvollen Abschied vor; die Kammerherrin las mit Heulen und Schluchzen die Stelle aus der Bibel, und Renate mit lauter gellender Stimme: „Zweitens ziert den Adel constantia in dictis et factis, daß die Edeln, was sie geredet, versprochen, zugesagt, mit Brief und Siegel bekräftigt, beständig halten und steif und fest dabei verbleiben, sollte auch dieses ihnen an Hab' und Gut schädlich seyn.“

Mitten unter diesem dreifachen sehr lauten Vorlesen traten die Generalin, der Kammerjunker Franz, und Klaudie in das Zimmer. Die beiden ersteren erhoben ein lautes Gelächter; die Lesenden kehrten sich aber nicht daran, sondern lasen weiter. „Also,“ hob nun Falk mit den beiden Frauenzimmern zugleich an, „hat er seinen Abschied.“

Und Sie haben Ihr Wort gebrochen, Schwager!

Und der Doktor Kreidenmann sagt noch mehr, Herr Vetter, von Waisen und Verwandten, und von der vernünftigen Wahl eines Ehegespons.

Jetzt wollte Falk seiner Schwägerin das Siegel unter dem Abschiede zeigen; sie aber zeigte ihm die Bibel, und er wurde blaß.

„Ich fühle,“ sagte er, „daß ich blaß werde, Frau Schwester; aber was da steht, bleibt fest, wie Gottes Wort: darauf können Sie Sich verlassen.“

Verlassen? verlassen? Ist nicht Klaudie Ihre Braut? Ist nicht . . .

Jetzt trat die Generalin Steinfurth der Oberkammerherrin näher, und der Anblick dieser prächtig gekleideten Frau unterbrach den Strom ihrer Worte. Man verbeugte sich von beiden Seiten sehr tief. Die Generalin faßte nun Klaudiens Hand, und führte sie vor. Frau von Falk, die das Mädchen nicht wiederkannte, verbeugte sich

aufs neue. Renate aber kannte sie sehr wohl; und bei dem ersten Blick, den sie auf dieselbe warf, verschwand ihre letzte Hoffnung, Falks Gemahlin zu werden. Nun erreichte denn ihr Zorn auch den höchsten Grad.

Fräulein Klaudie von Falk, Braut des Herrn Oberstlieutenants von Falk! sagte die Generalin.

Wenn das, was hier steht, sagte die Frau Oberkammerherrin, auf die geschriebene Stelle in der Bibel zeigend, — fest wie Gottes Wort ist, so zweifle ich daran.

„Fest wie Gottes Wort, Frau Schwester! Fragen Sie nur Ihren Sohn! Aber Fräulein Klaudie ist meine Braut.“

Fest wie Gottes Wort? sagte Renate; und eine Braut? Wer das glaubt, muß einen Vormund haben. Nehmen Sie Sich in Acht, Frau Cousine. Man will Ihnen Ihre Einwilligung zu Bertha's Liebeshandel ablisten. Es ist alles abgekartet; das sieht ja ein Blinder.

Auf einmal war der Schwägerin alles

klar. Daß Sie wortbrüchig sind, Herr Schwager, sagte sie mit dem giftigsten Hohn, das mögen Sie vor Gott und Ihrem Namen, den nie ein Lügner trug, verantworten. Aber, daß ich — hier faßte sie Bertha's Hand — je meine und meiner Tochter Schande unterschreiben sollte, das hoffen Sie vergebens. Du sollst mit mir nach Steinau! Und meine Urenkel sollen die Bibel erben, und nach tausend Jahren noch lesen, welch ein wortbrüchiger Mann Wenzel von Falk war.

„Donner und Wetter!" rief Falk; „Frau! die linke Hand gäbe ich darum, wenn Sie ein Mann wären! Alis! Potz Zorn und Hölle! Muß ein Mann ganz wehrlos da stehen, wenn ein Satan im Unterrocke die Lästerzunge erhebt? Ei, so schlage doch das Wetter hinein! Ich bin wortbrüchig? Huber, gieb mir Rath: was kann ich thun?"

Schweigen! Sie ist ein Weib.

Mein Geliebter, sagte Klaudie, bist du zornig?

„Sanft, wie ein Lamm, liebe Klaudie, und still wie eine Taube. Bei meiner Seele!" — Er setzte sich ruhig in einen Sessel. Seine Schwägerin verbeugte sich gegen die Generalin, und zog Bertha mit sich aus dem Zimmer. Renate folgte ihr, nach einem giftigen Blicke auf Klaudien. Alis verbeugte sich mit einem einfältigen Gesichte gegen den Rittmeister, wie er es bei dem nun schon gewohnt war, und entfernte sich dann gleichfalls.

Alle sahen einander ängstlich an; nur Klaudie und Franz lächelten heiter.

Franz sagte: ich will sehen, was sich thun läßt. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und folgte dem Wagen.

Der Zorn seiner Mutter hatte sich ganz auf Bertha gewendet, welche ihr Schelten geduldig anhörte. Als Franz in das Zimmer trat, rief sie ihm zu: Und du wußtest um die Schande! Du bist der Bruder, und hast den Liebeshandel wohl gar befördert!

„Ich habe ihn befördert, Mutter. Sie

wissen ja, wie ich über sogenannte Mißheirathen denke."

Leider weiß ich das, ihr ausgearteten Kinder!

„Wir arten so ein wenig dem Oheim nach, der auch um die Sache wußte, und nichts dabei fand, als daß ein gesunder, tugendhafter, gebildeter Mann, und wäre sein Vater auch ein Bauer, zehn Reichsfreiherren aufwiegt, deren Gesundheit, Herz und Geist die Sünde verpestet hat. Aber, meine gnädige Mama, Sie bringen sich in ihrem Eifer um des Oheims Güter. Das wäre doch Schade! Denn mich wollte er zu seinem Erben einsetzen; mich! Er hätte sich, glaube ich, bereden lassen, mir die Güter sogleich abzutreten. Doch jetzt ist alles verloren, wenn Sie nicht einlenken."

Die Oberkammerherrin sah Renaten an; und diese ging mit ihr in das Nebenzimmer. —

Wenn mein Sohn Recht hätte!

Renate wollte sich rächen, und hatte hier Gelegenheit dazu. Sehen Sie denn

nicht, sagte sie, daß man nur die Absicht hat, Berthen dem Menschen ohne Familie in die Hände zu spielen? Sie kennen ja Ihren Sohn! Falk tritt ihm die Güter förmlich ab; ist aber Bertha erst die Frau des Rittmeisters, dann werden die Güter zurückgegeben. Der Obristlieutenant kann ja, wenn er Kinder hat, ihnen die Güter nicht entziehen, da sie ein Familien-Lehn sind. Man will sie äffen, weiter nichts.

Das leuchtete der Oberkammerherrin ein. Sie kehrte in das Zimmer zurück, und rief ihrem Sohne zu: sage dem Lügner, daß ich jetzt von ihm nichts verlange, weder seine Güter, noch seine Freundschaft. Meine Tochter Bertha nehme ich mit mir; und wehe dem Elenden, wenn er es wagt ...!

„Wen meinen Sie, Mutter? Eine Elende nannten Sie einmal ein Mädchen, das ... — Doch gut! der Rittmeister mag antworten, oder schweigen. Nur mag mein Vater sich hüten, ihn einen Elenden zu nennen! ... Sie wollen Bertha mitnehmen?

Bertha ist Hofdame; ich an ihrer Stelle würde bleiben."

O, du Bösewicht!

„Daß ich der nicht bin, daß ich, ich den Namen Falk mit Ehren trage, verdanke ich dem Mädchen, das Sie einmal eine Elende nannten. Ich war auf dem Wege, ein Bösewicht zu werden. Himmel und Erde! — Doch warum ereifre ich mich! Das Schicksal trat mir allmächtig in den Weg; Sie, Mutter, Sie konnten es nicht. Sie nicht! Dazu wären Sie zu ohnmächtig gewesen. — Weil wir denn nun einmal dabei sind, uns gegen einander zu erklären, so setze ich noch Eins hinzu. Ich habe der Gräfin Traunstein geschrieben, daß ich geliebt habe, daß der Tod mich von meiner Geliebten getrennt hat, und daß ich nie wieder ein Mädchen lieben werde. Seyn Sie so gütig, liebe Mutter, sich nie wieder in meine Angelegenheiten zu mischen. Ich will nicht heirathen."

O, du abscheulicher Bösewicht!

Franz erkundigte sich bei seinem Vater

ganz ruhig nach einigen Menschen in Steinau. — —

Der Oberkammerherr mußte nun, auf Befehl seiner Frau, zu der Fürstin gehen, und sie um Bertha's Entlassung bitten. Seine Frau lächelte triumphirend, als er mit dem Ja der Fürstin zurückkam.

Da sagte Franz: „Mutter, Sie können hindern, daß Bertha nicht glücklich wird. Es ist traurig, daß der Sohn das sagen muß, weil der Vater nicht Herr seiner Kinder ist."

Dein Vater denkt, Gott Lob! in diesem Punkte eben so, wie ich, du Bösewicht.

Ich werde nie zugeben, sagte der Vater stolz, daß ein Fräulein Falk unter ihren Stand herabsinkt.

„Nun denn! Es ist wieder traurig, Mutter, daß unser Glück erst an einem Sarge hängt. Gott erhalte meines Vaters Leben! Wir wünschen den Tag nicht zu sehen, da wir ihn verlieren; aber — es thut mir weh, daß unsere Hoffnungen Verbrechen seyn müssen! — aber dann, Mutter,

bin

bin ich Herr. — Es ist schrecklich, daß ich dahin gebracht bin, so mit meiner Mutter zu reden! — Und bis dahin werde ich nicht zugeben, daß Bertha gezwungen wird. Bei Gott! Mutter, rechnen Sie darauf, daß ich in diesem Falle meine Schwester entführe!"

Wage es; und du wirst mich kennen lernen!

„Habe ich Sie denn nicht schon kennen gelernt, Mutter?"

Er umarmte Berthen, und dann seinen Vater, der ihm verstohlen die Hand drückte. Gegen seine Mutter verbeugte er sich nur. Sie sah ihn an, und sagte weinend: habe ich dich nicht mit Schmerzen geboren? Liebe ich dich denn nicht? und mehr, als deine Geschwister?

„Daß ich das fühle, ist meine Hölle. Sie sind meine Mutter. O, möge mein Herz das nie vergessen, auch nicht, wenn... Sie lieben mich; und wenn Sie auch die ganze Last des Jammers auf mein Leben gelegt haben, so will ich dennoch denken, daß Sie es nur aus Liebe thaten. Ihnen

verdanke ich das Leben; es gab aber ein Herz, dem ich mehr verdanke: daß ich nie vergessen kann, wie heilig der Name „Mutter“ ist; ein Herz, Mutter, das Ihnen den Sohn zurückgab, eben als er sich von Ihnen losreißen wollte! Das Herz ist nun in Staub zerfallen. O, es trug lange den drückenden Gram! — Doch, ich will schweigen, muß schweigen — um Ihretwillen. Und so leben Sie wohl. Noch einmal, Mutter! ich liebe meine Schwester, und werde nicht zugeben, daß sie unglücklich gemacht wird. Leben Sie wohl!“ —

Diese Nacht blieb die Familie aus Steinau, mit ihrer Begleitung, noch im Gasthofe. Die Oberkammerherrin drang ihrer Tochter durch ein ewiges höhnendes Spotten die Geschichte ihrer Liebe ab, und suchte ihr dann das Versprechen zu entreißen, daß sie nie wieder an Huber denken wollte. Bertha konnte kaum widerstehen; doch glücklicher Weise nannte sie ganz zufällig den Namen Franz, und mäßigte dadurch das heftige Dringen der Mutter. —

Renate merkte, daß die Freundschaft der Frau von Falk für sie sehr abgenommen hatte, seitdem keine Hoffnung zur Erbschaft mehr vorhanden war. Daher glaubte sie, einlenken zu müssen, und sagte: Sie wissen nicht, Frau Cousine, wie sehr der Vetter Wenzel auf sein Wort hält. Vielleicht können Sie noch immer einen Theil seiner Güter von ihm bekommen, wenn auch nicht alle. Nun wuchs die Freundschaft der beiden Damen aufs neue, und Renate setzte sich bei der Rückreise wieder mit der Cousine allein in den Wagen; Aloysius fuhr mit Bertha und seinen jüngeren Kindern.

Falk zieht in Falkenstein ein.

Was nun? fragte Huber.

Ich wollte, daß ich an deiner Stelle wäre, Huber, sagte Franz: dann entführte ich Bertha am hellen lichten Tage.

Falk machte ein finstres Gesicht, und sagte bedächtig: „wenn ich mir vorstelle, daß Jemand meine Klaudie gefangen hielte, so... Alle Welt! vom Altare holte ich sie mit Gewalt; vom Sterbebette ihrer Mutter! Franz, du hast Recht. Aber — doch wieder nicht, wenn ich an Huber und Bertha denke."

Weil er kein Reichsfreiherr ist, Oheim?

„Du bist ein Narr! Darum nicht. Aber warum denn sonst? Alle Welt! Huber, ich

bin, glaube ich, immer für Andere fromm, und mit mir mache ich den Fall — wie sagt dein Vater? — den casus pro amico. Alle Teufel! da steckte ja der Heuchler sechs Fuß tief in mir! Ich glaubte, thun zu dürfen, was ich dir verböte? Da bricht mir der Angstschweiß aus. Du liebst Berthen, wie ich Klaudien, und — hier liegt mein Säbel — ich holte Klaudien von der Mutter Schooße weg, wenn man sie mir nicht geben wollte. Alle Welt! was ist das!... Bruder Huber, ich bitte dich, wie ein Freund den andern, komm nicht auf den Gedanken, Berthen zu entführen; sonst — bei Gott! — muß ich dir helfen."

Er ging mit gerunzelter Stirn in das Nebenzimmer, schritt kräftig auf und nieder, und stieß von Zeit zu Zeit einen Fluch heraus. Endlich kam er ruhig, heiter, und doch gerührt, zurück. „Huber! Franz! Kinderchen, ich habe mich da ein wenig in der Mache gehabt. Glaubt mir, es steht etwas Großes in der Bibel. Immer habe ich das Evangelium vom Pharisäer und Sün-

der mit Vergnügen gelesen; aber, seht! erst heute lernte ich es verstehen, da ich selbst auf meine Brust schlagen und seufzen mußte: Gott sey mir Sünder gnädig! Das habe ich gesagt, Huber; und entführst du Berthen nun, so findest du mich, mit dem Säbel in der Hand, an der Seite der Mutter, ihr Recht gegen dich zu vertheidigen. Verstehst du mich? Aber Gott sollte mich auch behüten, Klaudien zu entführen, wenn Jemand, der Recht über sie hätte, zu mir sagte: Falk! zurück!"

Oheim! Oheim! rief Franz heftig.

„Ja, Franz, ja! das thäte ich, und machtest du die Augen auch noch einmal so groß. Denn, was du willst, ist nicht viel besser, als was deine Mutter will: sie, recht viel Geld und etwa den Grafentitel; du, ein hübsches Mädchen. Wenn Jenes Abgötterei ist, so ist es auch Dies! — Franz, du kommst mir jetzt viel anders vor mit deiner Geschichte, von der ich nichts weiß. Alle Teufel! du bist so spöttisch, so grimmig. Das gefällt mir nicht."

Oheim, ich wollte nur die himmlische Frucht von dem Baume des Lebens; darf die ein Mensch mir verwehren?

„Das klingt recht hübsch. Aber — stellte doch Gott einen Engel mit dem feurigen Schwerte vor das Paradies: — warum nicht Menschen? Nein, Franz! Ich werde wie ein Cherub den Eingang hüten, wenn Ihr nicht auf rechten Wegen hinein kommt. Das habe ich mir in dem Zimmer dort überlegt, und auf meine eigene Brust geschlagen. Aber, Huber, Gott wird geben, daß ich dir Berthen verschaffen kann, wie er gegeben hat, daß ich Klaudien bekommen habe. Du kannst auf mich rechnen, das weißt du." Er ging gerührt aus dem Zimmer.

Franz stand eine Zeitlang schweigend da. Dann faßte er Hubers Hand, und sagte begeistert: Fühlst du, um wie viel besser er ist, als wir? Bei Gott! wäre meine Mutter noch hier, ich würde jetzt vor ihr niederknieen, und sagen: dein Sohn liebt dich; er hat dir alles vergeben. —

Es war unsrem Falk doch auf das Herz

gefallen, daß man seine Geliebte verlieren kann. Er ging zu Klaudien, und bat sie, den Hochzeitstag zu bestimmen, und ihn nicht weit hinaus zu setzen. Sie wußte nichts von Ziererei, und überließ es ihm, einen Tag zu wählen. So wurde sie denn, da Niemand Einspruch that, schon in der nächsten Woche seine glückliche Gattin.

Georg war außer sich vor Freude. Er sagte zu der jungen Frau: nun ist erfüllt, was ich hoffte, was ich prophezeiete. Gnädige Frau, fragen sie nur den ehrlichen Hans, was ich im Stalle zu ihm gesagt habe! „Erst aufs Pferd, neben den Herrn; dann in den Sessel, dann in's Ehebett.“ Gott hat meine Wünsche erfüllt.

„Guter Kerl!“ sagte Falk. Guter, braver Georg! sagte Klaudie. Beide fühlten, daß Georg der Schöpfer ihres Glückes war. —

„Nun kommt eine Frau in's Haus, Georg; nun müssen wir anders leben!“ sagte Falk. „Komm! wir wollen einkaufen, was für meine Klaudie nöthig und nützlich

ist.” Sogleich gingen Beide in der Hauptstadt umher, und schafften neue Möbel, ein Silber-Service, in welches Klaudiens Namenszug gestochen wurde, und vieles Andre. Sobald alles beisammen war, ging Georg damit voraus nach Falkenstein, um dort alles in guten Stand zu setzen und seine Herrschaft zu empfangen.

Als Falk endlich abreisen wollte, versprach ihm Huber, jährlich ein Paar Monathe bei ihm zuzubringen. Franz, den jetzt, da seine innig geliebte Schwester von ihm getrennt war, gar nichts mehr an die Residenz fesselte, versprach, den Hof zu verlassen und bei seinem Oheim zu leben. —

Der Weg nach Falkenstein wurde in ganz kleinen Tagereisen zurückgelegt.

Als Georg zu Hause bekannt machte daß Klaudie die Gemahlin des geliebten Herrn wäre, äußerte Jeder die lauteste, reinste Freude, und alle Bauern der ganzen Herrschaft vereinigten sich, das neue Ehepaar feierlich zu empfangen.

Georg hatte gegen seinen Herrn etwas

von einem prächtigen Ritteraufzuge fallen lassen, aber zur Antwort bekommen: „das ist nichts, Georg! gar nichts! Damals war es eine Spielerei, — sieh, ich wollte tausend Thaler darum geben, wenn meine Nachbarn nichts davon wüßten. Das ist nichts!"

Georg wollte gern etwas recht Prächtiges zu dem Empfange seines geliebten Herrn veranstalten, und wußte doch schlechterdings nichts. Der Rektor, an den er sich wendete, schlug einen Römischen Triumph vor, oder ein Olympisches Wagenrennen, einen Isis= oder einen Bacchanten=Zug. Georg schüttelte aber zu dem allen den Kopf, weil die Zeit schon zu kurz war; und so wurde denn gar nichts vorbereitet. Die Bauern wollten Ehrenpforten von Tannenbäumen errichten; dagegen sprach aber wieder Georg, der noch immer etwas Prächtiges im Kopfe hatte. Mitten in dieser Ungewißheit kam ein Brief von Falk, der dem Rektor schrieb, daß er acht Tage früher kommen würde, als er Anfangs gewollt

hatte. Nun war gar nichts mehr zu thun, außer daß Georg den Balkon, der an Klaudiens Wohnzimmer war und die Aussicht in den Garten hatte, mit sehr schöner Orangerie besetzte, weil er wußte, daß seine nunmehrige Gebieterin die Blüthen liebte.

Den Mittag brachte ein Bauer zu Pferde die Nachricht, daß der gnädige Herr käme. Alles stürzte nun in der größten Unordnung an den Eingang des Dorfes.

Falk war ausgestiegen, und führte seine Gemahlin am Arme. Als er näher kam, suchte Georg noch einige Ordnung in die Leute zu bringen; doch vergebens. Männer, Weiber, Greise und Kinder, Jünglinge und Mädchen liefen unter einander, der gnädigen und gütigen Herrschaft entgegen.

Falk stand auf einmal mitten in dem Kreise seiner Unterthanen, und der Anblick des frohen Getümmels rührte ihn unbeschreiblich. Vater Falk! rief jetzt ein Greis mit lauter Stimme; und alles rief ihm nach: Vater Falk!

Mit Thränen in den Augen sagte Falk: „hier bringe ich Euch eine Mutter dazu! Es lebe Mutter Klaudie!“

Mutter Klaudie! riefen Alle nach, und drängten sich nahe an die junge Frau, die schon so oft der schützende oder rettende Engel armer, unglücklicher Menschen gewesen war. Sie wollte rufen: Vater Falk! vermochte es aber nicht vor tiefer Rührung, und legte sich schluchzend an die Brust ihres Mannes.

Endlich gingen sie weiter, immer von der frohen Menge umringt, die ihnen zujauchzte, sie segnete, und ihn „Vater,“ sie „Mutter“ nannte.

Ihr Gnaden! sagte Georg betrübt; es ist gar nichts veranstaltet!

„Guter Georg, was hättest du denn veranstalten können, das dem hier gleich gekommen wäre! Von meinen Kindern umgeben, ziehe ich ein in die Wohnung des Glückes, der Liebe. Nicht wahr, Klaudie?“ —

Auf der Vortreppe des Schlosses stand Renate, mit Erbitterung und Angst im Her-

zen. Eben die Klaudie, die so viel von ihr hatte dulden müssen, war nun Frau im Hause; und — der Obristlieutenant wußte, daß sie selbst mit der Oberkammerherrin unter Einer Decke steckte.

Klaudie kam, an dem Arme ihres Mannes, umgeben von den jauchzenden Männern, Weibern und Kindern, die Einmal über das andre riefen: unsre gnädige Frau soll leben! hoch! Sie verbeugte sich mit ihrer holden Freundlichkeit links und rechts; und — auf Renaten hatte sie noch keinen Blick geworfen, ob sie gleich errathen konnte, daß die hier stehen mußte! In dem Gefühl ihrer Verlassenheit, ihrer Erniedrigung, litt Renate jetzt eine harte Strafe für ihre niedrigen Ränke, und sie zitterte immer stärker, je näher das neue Ehepaar kam. Endlich blickte Klaudie auf sie hin, riß sich sogleich von ihrem Manne los, und eilte mit offnen Armen die Treppe hinan.

Renate beugte sich, bei starkem Herzklopfen, tief vor Klaudien. Doch diese

nahm sie in ihre Arme, und sagte weinend: „o, liebes Fräulein Renate, nehmen Sie Ihre Klaudie gütig und mütterlich auf!"

Gnädige Frau Cousine . . .

„Heiße ich denn nicht mehr Klaudie? O, nennen Sie mich nie anders! Ich bin Ihre Klaudie, Ihre Tochter."

Diese Güte rührte Renaten bis zu Thränen. O, hob sie an; wenn Sie vergessen könnten . . .

„Nein, ich werde nie vergessen, daß Sie mich hier aufnahmen, daß Sie die Veranlassung, die wahre Urheberin meines Glükkes sind." Bei diesen Worten küßte sie Renatens Hand.

Renate wußte nicht, wie sie mit Klaudien daran war, und hätte beinahe wieder Lust gehabt, sich gegen die demüthige Seele mit dem alten Hochmuth zu betragen, wenn nicht so eben Falk heraufgekommen wäre, und gesagt hätte: „Ah, Renate! was, der Teufel! war denn das, was sie mir da vorlasen? Die Generalin hat mir gesagt, Sie . . ."

Klaudie drückte ihm schnell die Hand, und er schwieg.

„Kinder, Ihr bleibt heute bei mir!" rief Falk die Treppe hinunter. „Georg! du hast doch für Essen und Trinken gesorgt?" —

Falk führte seine Klaudie nun mit einer Ehrfurcht, die Renatens Neid ganz besonders erregte, die Treppe hinauf in ihre Zimmer. Ach, dachte Renate mit Seufzen, wie stolz wird sie sich auf dem prächtigen Divan wiegen! Doch Klaudie ging sogleich durch die große Flügelthür auf den Balkon, zu den Citronen- und Pomeranzen-Bäumen. O, welch ein Paradies! sagte sie. Wer hat den geheimsten Wunsch in meiner Seele gelesen? Gewiß niemand anders, als du, geliebter Mann!

„Ich nicht!" sagte er ehrlich. „Mit keinem Gedanken habe ich daran gedacht. Ich wollte wetten, das kommt von Georg her." — Renate bestätigte das, und setzte hinzu, daß Georg vier Meilen weit in der

Runde umher geritten wäre, die Bäume zusammen zu kaufen.

„Siehst du, Klaudie," sagte Falk, daß sie alle mehr für dich thun, als ich? Der gute Georg!"

Aber der gute Georg hatte noch mehr gethan. Klaudie trat durch eine Tapetenthür in ein kleines, enges Cabinet, dessen Fenster von Weinlaub verdunkelt, und dessen Tapete mit Immergrün bemahlt war. Es stand weiter nichts darin, als ein Stuhl, ein Arbeitstisch, ein schönes Pianoforte, und in einem Schrank eine Anzahl von ausgewählten Büchern. Klaudie gerieth in ein sehr frohes Erstaunen, als sie hier wieder einen geheimen Wunsch ihres Herzens erfüllt sah; denn dies Cabinet war, obgleich viel schöner, doch in der That dem kleinen dunklen Zimmer ähnlich, das sie ehemals bewohnt hatte. Noch mehr erstaunte sie aber, als sie in dem Schranke ihre Lieblings-Bücher, und auf dem Instrument ihre Lieblings-Musikalien fand. Sie dankte ganz im Stillen dem guten

Georg für diese Beweise seiner zarten Liebe und seines feinen Gefühls. Nur Ein Stuhl, nur Ein Tischchen — als hätte sie ihm gesagt, daß sie zuweilen allein seyn müsse! Und — was sie besonders freuete — hier war alles ganz einfach, ohne Schmuck, so glänzend und prächtig es übrigens in dem Schlosse aussah.

„Gefällt es dir, Klaudie?" fragte Falk.

O, ich kann nicht sagen, wie sehr! Meine geheimsten Gedanken sind getroffen.

„Von mir und Georg; doch von ihm mehr, als von mir. Er hat das hier angegeben. Die Bücher sind von mir; Bertha hat mir sie aufgeschrieben." Er drückte sie an sein Herz, und ließ sie dann allein. Sie setzte sich sogleich an das Instrument, griff ein Paar Accorde, und sank dann auf die Kniee, um dem Himmel für ihr Glück zu danken. Nach einigen Minuten ging sie wieder zu ihrem Manne, um mit ihm alles zu besehen, was seine Liebe für sie besorgt hatte.

Sie fand in einem großen Saale ein

vortreffliches Pianoforte; dann kam sie in ein Zimmer mit einer kleinen aber auserlesenen Bibliothek; und in dem nächsten waren eine Sammlung von vortrefflichen Kupferstichen und einige schöne Gipsabgüsse von Antiken. Bei jedem Schritte fühlte sie immer mehr, wie innig sie geliebt, und daß sie die Königin in diesem Reiche der Liebe war. Schon jetzt mußte sie in ihr kleines Cabinet fliehen, da ihre Empfindungen für ihr Herz zu mächtig wurden.

Nicht lange, so pochte Jemand leise an die Thür des Cabinets. Sie öffnete, und Falk fragte sie freundlich: „darf ich dich einen Augenblick stören?" (Georg stand hinter ihm, mit der Tochter des Müllers, einem lieblichen Landmädchen, an der Hand.) „Georg will dir gern seine Braut zeigen."

O, guter Georg! sagte Klaudie, und küßte das Mädchen. Lieber Mann, wenn es angeht, so laß doch heute die Hochzeit seyn.

„Siehst du Georg?" sagte Falk: „auch sie erräth deine Wünsche, meine Klaudie!"

Sogleich wurde die Braut geschmückt, und Falk führte sie, so wie Klaudie den fröhlichen Bräutigam, in die Kirche, wohin das ganze Dorf sie begleitete. Nach der Trauung aß man auf dem Turnierplatze: Falk mitten unter seinen Bauern und Bäuerinnen, bei lauter fröhlicher Musik von guten Blase-Instrumenten, welche Georg nicht vergessen hatte. Klaudie würde heute alle Herzen gewonnen haben, wenn ihr nicht jedes schon längst gehört hätte. Sie ging um die langen Tische, stieß mit allen Hausvätern an, liebkos'te den Kindern, tanzte mit Georg vor, und foderte dann auch ein Paar Greise und ein Paar junge Bursche zum Tanzen auf.

Der Rektor schwor in einem halben Rausche, die Saturnalien in Rom wären gegen dieses Fest der Liebe eine bloße Posse gewesen.

Renate saß steif und ehrbar neben Falk. Sie hätte ihm gern eine Litanei gesungen über das goldne Zeitalter, von dem sie hier ein Bild vor sich sah; doch sie wagte kaum,

ein Wort zu sagen. Sie hatte noch eine starke Rechnung abzuthun!

Erst die Mitternacht machte dem frohen Fest ein Ende. In dem ganzen Dorfe legten sich nur glückliche Menschen zum Schlafen nieder, und Engel trugen viele fromme Dankgebete durch die stille Nacht zum Himmel empor.

Das Fehmgericht.

Was Renate und die Frau Oberkammerherrin auf der Reise nach der Residenz verabredeten, war auf Falks Hang zu dem Ritterthum berechnet. Es ist ihm nicht anders beizukommen, sagte Renate, als durch das alte Ritterwesen. — Sie hatte schon früher allerlei gethan, um es wieder recht in Gang zu bringen; Falk suchte aber damals Klaudien, und als er wieder zurückkehrte, ohne sie gefunden zu haben, war er so traurig, daß er an gar nichts Theil nahm.

Fast der sämmtliche Adel in Falks Nachbarschaft hatte von seinem verunglückten

Turniere gehört, dessen Geschichte man noch obendrein durch die ärgsten Uebertreibungen ausgeschmückt hatte. Seitdem stand er in dem Ruf, er sei ein Don Quixotte, der sich einbilde, das ganze Ritterthum finde noch jezt eben so Statt, wie es die Ritterromane schildern.

Außer seinem Turnier, hatten ihn auch die Belagerung des alten Reifenberg, und sein Handel mit dem Herrn von Schlenz, weil Beides sehr nach einer irrenden Ritterfahrt aussah, weit und breit berühmt gemacht. Sein Bruder und dessen Frau waren noch mehr, als jeder Andre, von seiner Don-Quixotterie überzeugt, und zwar durch seinen abenteuerlichen Zug nach seinen Gütern, und durch seinen feindlichen Einbruch in ihren Grund und Boden.

Falk bekam manchen Besuch von benachbarten Edelleuten, welche Lust hatten, den Narren — so nannte man ihn — zu foppen; sie fanden aber nicht, was sie suchten, einen Narren, sondern einen Mann voll Muth und Ehrgefühl, mit dem es sich nicht

wohl spaßen ließ. Indeß, wenn diese Nachbarn das Gespräch auf die alte Ritterzeit brachten, so fingen Falks Augen sogleich an zu blitzen: er wurde dann gesprächig, und sagte ganze lange Stellen von den Pflichten eines Edelmannes aus seinen alten Quartanten und Folianten her. Ob er gleich das Turnierwesen jetzt für eine Posse erklärte, so hielt er doch noch immer sehr viel auf die Pflichten, die man den alten Rittern auferlegt hatte, und die in seinen alten Büchern gelehrt wurden. So stand er einmal neben Georg, als wieder ein Apollokopf, eine Urania, und einige schöne Gemählde für Klaudiens Zimmer ankamen, und zeigte auf eine Stelle in einem Buche: „ein Edler soll halten ob freien Künsten!“... „Georg, siehst du? Ich fange an zu fühlen, was mir fehlt. Mein alter Huber hat Recht, sehr Recht! Und Gott soll mir helfen, und Klaudie, meine gute Frau, daß ich noch ein wenig nachlerne, sag' ich dir.“ —

Falk redete immer sehr ernsthaft von

seinen Adelsbüchern, und citirte öfters den Doctor Kreidenmann, den Lerchius vom Reichsritterlichen Adelsherkommen, Knippschild, Dürrstein, und Andre. Renate hielt den Inhalt dieser Bücher für nicht wahrer, als die Ritterromane; und da er es nun mit jenen so ernstlich nahm, so mußte sie wohl glauben, er hielte auch diese für wirklichen Ernst. Sie hatte daher auf der Reise nach der Residenz der Oberkammerherrin vorgeschlagen, den Obristlieutenant durch ein Fehmgericht von seiner Verheirathung mit Klaudien abzuhalten.

Fehmgericht? was ist das? fragte die Oberkammerherrin. Renate erklärte ihr das Wort, so gut sie konnte, und setzte dann hinzu, daß Falk an solche Gerichte glaube, und oft mit großer Begeisterung davon spreche. Es kostete ihr Mühe, der Frau Cousine ihren seltsamen Plan begreiflich zu machen; sobald aber diese die Sache begriffen hatte, fand sie die Ausführung ganz leicht — wie ja die Weiber für die Erfüllung eines Wunsches immer mehr wagen,

als die Männer. Sie wollte, wenn nur Falks Verheirathung noch verzögert werden könnte, unbedenklich ein so gewaltsames Mittel gebrauchen. Renate gab ihren Einfall auf, sobald sie sah, daß Falks Verheirathung nicht mehr zu hindern war; anders aber dachte die Frau Oberkammerherrin, zumal, da ihr Bertha noch in der Residenz mehr als Einmal bestimmt versicherte, daß der Oheim, ob er gleich eine Frau nähme, sein Wort dennoch auf irgend eine Weise halten würde. „Sie kennen den Onkel nur nicht, liebe Mutter," sagte sie: „wie altdeutsch, wie ritterlich-treu er ist, und wie fest er bei seinem Worte bleibt."

Bei den Worten: „altdeutsch, ritterlich-treu," stand das Bild eines Fehmgerichtes sehr lebhaft vor der Phantasie der Mutter. Sie sah Renaten bedeutend an, und ihre Augen funkelten vor Habsucht. Am folgenden Tage sagte sie zu Renaten: wenn das wahr ist, was Bertha sagt, und so ein heimliches Gericht dazu käme, Cousine Renate: wer weiß . . .

Renate wollte sich nicht so recht darauf einlassen. Frau von Falk, die jetzt ihre ganze Hoffnung auf ein Fehmgericht setzte, mußte sie also erst zur Mitwirkung gewinnen. Liebe Cousine, hob sie an; mein Schwager heirathet nun einmal seine Klaudie. Aber da ist ja unser Cousin, der Major Dorstedt. Das wäre ein Mann für Sie! Was meinen Sie dazu?

Renaten's Augen wurden freundlicher; doch sagte sie weder Ja, noch Nein. Frau von Falk wußte sie aber zu behandeln; und nicht lange, so wurde Folgendes verabredet: wenn Falk sich durch ein Fehmgericht bewegen ließe, dem Kammerjunker Falkenstein abzutreten, so sollte Dorstedt Renaten heirathen und zur Mitgabe ein Gut bekommen, auf das er gerechte Ansprüche hatte, worüber er aber schon seit zehn Jahren prozessirte.

Im nächsten Wirthshause verlangte Renate etwas Schriftliches hierüber, „um Lebens- und Sterbenswillen," wie sie sagte. Die Oberkammerherrin gebrauchte jetzt ih-

res Schwagers Ausrede; aber vergebens: denn Renate erklärte rund heraus, sie würde nicht eher einen Finger bewegen, als bis sie das Versprechen schriftlich hätte. An des Majors von Dorstedt Einwilligung war übrigens nicht zu zweifeln; denn der hätte, um das Gut zu bekommen, eine Furie geheirathet, da er jetzt von einer Gnadenpension in bitterer Armuth lebte.

Die Frau Oberkammerherrin schrieb, und ihr Mann unterzeichnete, ohne den Inhalt des schriftlichen Vertrages genau zu erfahren. Der Major Dorstedt wurde nach Steinau berufen, und betheuerte, als man ihm die Bedingungen vorlegte, Renate sei die Liebesgöttin selbst, und er wünsche sich keine bessere Frau.

Jetzt war, bis auf die Ausführung, alles richtig. Renate triumphirte im Herzen, und würde Klaudien ganz stolz empfangen haben, wenn sie nicht einige Furcht gehabt hätte, daß der vortreffliche Plan dennoch verunglücken könnte. Sie hatte sich ausbedungen, daß alles nach ihrer An-

weisung gehen, und nicht eher ein Schritt gethan werden sollte, als bis sie glaubte, daß Falk hinlänglich vorbereitet wäre. Man wählte nun die Schauspieler. Dorstedt bekam die Hauptrolle, den Aeltesten des Gerichts; die Nebenrollen gab man einigen Freunden des Falkischen Hauses in Steinau, wo man nun die Ceremonien und Gebräuche des Fehmgerichts sehr eifrig studierte, und zwar aus Büchern, welche Renate geliefert hatte.

Nach einigen Wochen verbreitete sich in Falkenstein die dumpfe Sage, daß der Herr von Selben vor ein Gericht mitten in einem Walde citirt sei, um Rede und Antwort von einer Urkunde zu geben, die er untergeschlagen haben sollte. Zuerst erzählte das ein Fremder, der einen Tag in Falkenstein zubrachte, dem Rektor. Dieser lächelte, und sagte dann: das wäre ja, wie ein heimliches Gericht in den alten Ritterzeiten! Falk hörte das, und kam näher. Ein Mährchen! sagte der Rektor.

Der Fremde erzählte noch einmal. Falk

hörte nur zu, ohne ein Wort zu sagen; doch seine Augen funkelten wie Sterne. Nach vier Wochen traf er den Herrn von Selben an einem dritten Orte, und sah ihn scharf an; dieser schwieg aber, bis ihn ein Andrer fragte, was an dem vor einiger Zeit verbreiteten Gerüchte wäre. Er läugnete; doch auf eine Art, welche die Sage bestätigte. Falk, der bald mit ihm allein war, fragte ihn: „ist etwas daran, Herr von Selben?" Anstatt zu antworten, drückte dieser ihm schweigend die Hand, und sah ihn starr an. Was meinen Sie dazu, Herr Obristlieutenant?

„Hm! hm! Mein Rektor, der bei mir wohnt, ein grundgelehrter Mann, will nicht viel davon halten. Ich war einmal anderer Meinung. So etwas könnte nützlich seyn, wenn die Gerechtigkeit einmal, zum Exempel bei einem reichen Bösewicht, durch die Finger sehen wollte."

Falk erfuhr nichts Bestimmtes da Selben mit einem stillen Schauder äußerte, daß er verpflichtet sei zu schweigen. Er

versank nun in ein tiefes Nachdenken, da von dem ganzen Ritterwesen gerade das heimliche Gericht seine Phantasie am stärksten beschäftigte. Wohl hundertmal hatte er gewünscht, daß ein solches heimliches Gericht da seyn möchte, um vornehme Verbrecher zu schrecken, oder zu bestrafen. Er hatte den Kopf ganz voll davon, las nichts lieber als Scenen des heimlichen Gerichts, und wußte die erschütternden im Götz von Berlichingen auswendig, ob er gleich immer starke Einwendungen dagegen machte, weil die Fehmrichter nicht das Recht gehabt haben, über Weiber zu richten.

Georg war der Einzige, mit dem er darüber sprach, wenn er bisweilen mit ihm allein spazieren ritt; denn meistens begleitete ihn seine Klaudie. Ihm vertrauete er auch den Vorfall mit dem Herrn von Selben; und Georg erzählte ihm dagegen eine andre Begebenheit, von der er gehört hatte, und die ein solches Gericht in der Gegend vermuthen ließ. Der Bruder Alis kam wieder nach Falkenstein, und erzählte ebenfalls

einige Begebenheiten, deren geheimnißvollen Gang er nicht begriff, die aber Falk sich recht wohl erklären konnte, wenn er ein heimliches Gericht zu Hülfe nahm. Es währte nicht ein halbes Jahr, so war Falk fest überzeugt, daß ein solches geheimes Gericht irgendwo in der Nähe vorhanden seyn müsse. Sein Auge funkelte, wenn er daran dachte, und in seinem Herzen regte sich der Wunsch, daß er selbst ein Mitglied des geheimen Bundes seyn möchte.

Mit diesen Gedanken ging er eines Morgens allein, ohne Säbel oder andres Gewehr, in den Wald, um nach den Arbeitern zu sehen. Auf einmal trat ihm ein Mann mit dreisten Schritten entgegen, heftete die Augen fest auf ihn, und fragte sehr ernst: Sind Sie Wenzel Falk von Falkenstein?

„Der bin ich."

So ist mein Geschäft bald gethan. — Er gab unsrem Falk einen Brief, und kehrte langsam in den dunklen Wald zurück.

Falk erbrach den Brief, und fand darin Folgendes:

„Wir, des stillen Gerichts heimliche, verborgene Richter, gesetzt in diesen Zeiten der Unehre, der Ungerechtigkeit, mächtig zu mahnen jeden Edeln an Recht und Tugend, thun Euch, Wenzel Falk von Falkenstein, zu wissen, daß Ihr der Ungerechtigkeit bezüchtigt worden. Habt Ihr Muth, für Eure Ehre zu reden und Rechenschaft davon zu geben, so bescheiden wir Euch vor unser Gericht, das gerecht richtet im Duk1nel der Nacht. Ihr seid ein edler Mann, so sagen die Bewohner Eurer Güter. Seid Ihr auch ein entschlossener Mann, wollt Ihr schweigen von diesem Schreiben, und habt Ihr Muth, allein zu erscheinen, wo der heimliche Richter erkennt: so reicht dem Boten, wenn er Euch wieder begegnet, schweigend die Hand. Wo nicht, so vergeßt uns, wie wir Euch vergessen. Eure Richter sind wir nicht; aber edel sind wir und schuldlos, und verbunden zu dem großen Werke, das Unheil auf der Erde zu mindern mit Weisheit, Rath und Kraft. Erscheint Ihr nicht,

so

so habt Ihr Euch selbst verurtheilt; denn der Gerechte scheuet Niemand."

Falk sah sich, als er das gelesen hatte, nach dem Boten um, der indeß schon verschwunden war. Er ging, nachsinnend, langsam zu seinen Arbeitern, war aber vom ersten Augenblick an entschlossen, der Einladung zu folgen. Gegen Niemand äußerte er etwas von dem, was ihm begegnet war, auch nicht gegen seinen Georg; doch jeden Tag ging er in die Gegend des Waldes, wo er den Boten gesehen hatte, um ihm schweigend die Hand zu geben.

Die Gesellschaft von Schauspielern in Steinau, oder vielmehr auf einem nur zwei Meilen entfernten Gute bei Selben — einem fröhlichen Menschen, der unsern Falk schon lange kannte und achtete, ob er gleich über dessen Thorheit lachte — war jetzt in der gespanntesten Erwartung. Er kommt nicht! sagten die Meisten. Er kommt! sagte Selben, der durch den Boten, einen jungen Officier, wußte, welchen tiefen Eindruck der Brief auf Falk gemacht hatte.

Er kommt mit Gesellschaft; das Ding kann schlimm ablaufen! sagte man wieder. Er kommt allein! behauptete Selben lächelnd. Glaubt mir, er hat mehr Muth, als wir Alle. Er wird nicht vor uns zittern; wir aber, fürchte ich, vor ihm, dem einzigen Manne.

Der Bote zeigte sich endlich wieder, und dies Mal in einer andern Gegend. Falk ging ihm unerschrocken und ernst entgegen, und reichte ihm schweigend die Hand. Nun gab ihm der Bote ein Billet, des Inhalts: „Ihr seyd edel, Falk von Falkenstein, und fürchtet daher keinen Richter. Wir laden Euch den dreizehnten dieses Monats, Nachts um Zwölf, auf die Arlemmer Höhe, Euch allein, ohne Begleiter. Dort wird unser Bote Euch finden und weiter führen vor uns, die stillen Richter des verborgenen Unrechts."

Falk kam nachdenkend zu Hause, und war sehr ernst. Klaudie fragte ihn, was er hätte; und er antwortete lächelnd: nichts, gar nichts. Noch immer war er indeß ganz

fest entschlossen, dahin zu gehen, wohin man ihn im Namen der Gerechtigkeit beschieden, aber, wenn er Rede und Antwort gegeben hätte, auch die heimlichen Richter um ihr Beginnen zu befragen, sie vor seinen Richterstuhl zu ziehen, und sie dann der Obrigkeit anzuzeigen, oder vielleicht, wenn ihre Zwecke und Mittel gut wären, ihrem Bunde beizutreten. Er wurde immer ernster und muthiger, je näher der dreizehnte heran kam.

Die Schauspieler sagten wieder: er kommt nicht! Selben aber blieb bei seinem: er kommt! Der Bote hatte ihm nehmlich erzählt, mit welchem ruhigen Muthe Falk sich ihm genähert und ihm die Hand gereicht habe, ohne Blick und Farbe zu verändern. Der Oberkammerherrin hatte Renate geschrieben, daß Falk Niemanden etwas gesagt haben könnte; denn Klaudie wäre so heiter wie sonst, und auch Georg tanze mit seiner jungen Frau vor Freude, was er gewiß nicht thun würde, wenn ihm sein Herr etwas so Auffallendes anvertrauet

hätte. Uebrigens, sagte Renate weiter in dem Briefe, könnte sie ja noch immer den letzten Abend Nachricht geben, wenn Falk etwa Begleitung mitnehmen wollte. — So wurden denn alle Mitglieder des nachgeahmten heimlichen Gerichtes ganz ruhig.

Falk wäre muthig in die Pforte des Todes getreten, wenn ihn irgend ein Mensch dahin zur Rechenschaft gefodert hätte; und Rechenschaft glaubte er jedem Menschen schuldig zu seyn, der sie von ihm verlangte. Am Abend des dreizehnten ließ er zwei Pferde satteln, und nahm einen seiner Husaren mit, doch nicht Georgen. Renate schickte in dem Augenblick, da er sich zu Pferde setzte, den schon bei ihr wartenden Boten mit der schriftlichen Nachricht an die Frau von Falk, daß der Obristlieutenant käme, und zwar allein. Falk sagte noch, daß er die Nacht ausbleiben würde, und ritt dann ruhig den Weg nach der Arlemmer-Höhe.

In dem nächsten Dorfe vor dieser Höhe ließ er den Husaren mit den beiden Pfer-

den zurück, steckte zwei Taschenpistolen in den Gürtel seines Säbels, und ging an den ihm bestimmten Ort. Hier setzte er sich unter eine Eiche, und schlief bald so fest ein, daß der Bote, der ihn rufen sollte, ihn erst aufwecken mußte.

Die Nacht war finster. Der Bote faßte schweigend Wenzels Hand, und führte ihn auf verwirrenden Umwegen durch Wald und Buschwerk auf ein Gemäuer zu, und dann einige Stufen abwärts in den Eingang eines Kellers. Falk folgte ihm ruhig durch einige unterirdische Gänge, und trat endlich in eine Art von Saal, der von halb verfallenen Mauern eingeschlossen, und von einigen rothglühenden Fackeln sparsam erleuchtet war. Hier saßen in einem Kreise vermummte Gestalten, an einem runden, roth behängten Tische.

Falk blickte ruhig umher, und erwartete, daß man anfangen würde, zu reden. Wißt Ihr, fragte endlich der Aelteste des Gerichts nach einer ziemlich langen Pause,

warum Ihr hier steht, Wenzel Falk von Falkenstein?

„Nein.“

So hört! Was bei Andern ein leichtes Vergehen wäre, ist bei Euch ein Verbrechen.

„Das sollte nicht so seyn! Ich bin so gut ein Mensch, wie Andre.“

Ihr versprachet Eurem Bruder auf die Bibel, seine Kinder zu Euren Erben einzusetzen. Wie habt Ihr Euer Wort gehalten?

„Was!“ sagte Falk, erstaunend und auf einmal argwöhnisch: „ich glaubte, hier Richter über Recht und Unrecht zu finden, und nicht über die Zukunft. Darüber bin ich Euch keine Rede und Antwort schuldig, wenn ich es überhaupt irgend worüber bin. Jetzt frage ich: wer seid Ihr? Was für Befugniß habt Ihr, mich zu fragen? Ich verlange Antwort. Wer seid Ihr?“

Wenzel Falk, Ihr seid ein Mann ohne Furcht: so kennen wir Euch. Wir haben nicht das Recht, Euch zu fragen; Ihr ver-

spracht aber durch Euren Handschlag, uns Rechenschaft über Eure Ehre zu geben. Antwortet! Die Brüder des Bundes bitten Euch, was sie nur selten thun.

So eben wollte Falk antworten, als innerhalb des Gemäuers zwei Hörner ertönten, denen zwei andre draußen antworteten. Alles wurde still. Die Vermummten rückten enger zusammen, und flisterten. Habt Ihr Begleiter mitgebracht? fragte endlich einer von ihnen.

„Ich bin allein gekommen,“ antwortete Falk.

Jetzt eröffnete sich seitwärts eine Thür, und es trat ein ehrwürdiger Bischof, mit langem weißen Barte, und einer prächtigen Bischofsmütze auf dem Kopf, herein. Ihm folgten, paarweise, vier Ritter, ganz bewaffnet, doch mit offenen Visieren, aus denen bleiche Gesichter mit fast erloschenen Augen starr hervorsahen. Dann kamen vier Mönche, die einen Sarg trugen, und ihn mitten im Gewölbe niedersetzten. Zwei Ritter blieben am Eingange stehen. Die beiden

andren traten neben den Bischof. Stehet auf, Betrieger! sagte dieser mit hohler, dumpfer Stimme. Dies sind unsre Sitze! Ihr habt Euch selbst gestellt vor unser Gericht, das Euch nun richten wird, wie es recht ist. Falk, Ihr seid frei. Doch bleibt, und sehet, wie wir richten werden über die Betrieger!

Falk erstaunte. Die Vermummten waren bei dem ersten Anblick des Bischofs mit Schrecken aufgestanden und zitternd an die Seite getreten.

Der Bischof setzte sich, und neben ihm nahmen die Ritter und Mönche Platz. Jahrhunderte, hob er an, lagen unsere Dolche und Schwerter begraben in dem Schooße ruhigerer Zeiten. Die dort riefen unsre Schatten herauf, zu hegen gerechtes Gericht. Ergreift Eure Dolche! — Zwei Mönche hoben den Deckel von dem Sarge, und jeder Ritter nahm aus demselben einen Dolch. Nun löschte ein Mönch mit seinem Kreuze die Fackeln aus, und sagte: wir leuchten mit wahrem Lichte. In diesem

Augenblick brach von den Harnischen der Ritter ein Licht hervor, das kaum eine dämmernde Helle verbreitete.

Dorstedt! tritt vor! hob der Bischof wieder an. Warum riefst du unsere Schatten aus den Gräbern? Warum wolltest du den bessern Falk betriegen? . . . Aloysius Falk von Steinau! nimm deine Kappe ab, und gieb Antwort den strengen Richtern, die du vor dir siehst: warum wolltest du deinen edlen Bruder betriegen? Selben! Selben! auch du! unter diesen Menschen, diesen Betriegern!

Selben riß seine Kappe ab, und trat vor. Hier steh' ich. Ich wollte den edlen Mann nicht betriegen. Doch davon habe ich nur ihm Rechenschaft zu geben, nicht Euch, die Ihr so gut Rollen spielt, wie wir, nur bessere.

Ob wir Rollen spielen, wirst du bald sehen.

Falk gerieth immer mehr in Erstaunen, als jetzt auch seines Bruders Gesicht todtenbleich aus der Kappe hervorkam. Doch

er blickte sogleich von ihm weg, auf Selben, und fragte diesen mit flammenden Augen: „Wie, Herr von Selben! Sie halten mich zum Narren?"

Schweigt! rief der Bischof; bis ich Euch reden heiße!

Jetzt tönten draußen wieder zwei Hörner, und eine Stimme rief: Sie kommen! Nach wenigen Augenblicken traten die Oberkammmerherrin, Bertha und Renate herein.

Sieh, Falk! sagte der Bischof — hier sind sie, alle, die dich mit Bildern alter versunkener Zeit betriegen wollten. Um die Wünsche ihrer Habbegierde zu erreichen, kamen sie hieher, in die Ruinen einer alten Freischöffen-Stätte. Reden wir Wahrheit, Aloysius von Falk?

Barmherziger Gott! ja! Ich wurde verleitet!

Von deinem Weibe verleitet, und von dem Fräulein dort, die das Schauspiel erfunden, und die Rollen ausgetheilt hat.

„Auch du, Bertha?" rief Falk mit

Schmerz. „Auch du wolltest mich betriegen helfen? O, guter Gott!"

Bertha warf sich ihrem Oheim in die Arme, und sagte: ich erstaune, und weiß nicht, was ich hier sehe.

Jetzt hörte man die Hörner draußen wieder, und zwar in schrecklichen Tönen. Ein Ritter, der am Ausgange Wache hielt, rief: es kommen Fremde! Menschen zu Pferde!

So laßt uns schnell gehen! rief der Bischof, und stand auf.

Nicht also, meine Herren! sagte Selben. Sie kennen uns; nun habe ich Lust, auch Sie kennen zu lernen. (Er stellte sich vor den inneren Eingang.) Bei Gott! hier kommt Niemand durch.

„Recht!" sagte Falk; „recht, braver Selben! Auch ich will diesem Schattenspiele auf den Grund kommen." Er trat zu Selben, und zog eine Pistole hervor. „Die dort hatten mich zum Narren, und wollten mich dazu plündern; und die hier — denen bin ich freilich Dank schuldig:

aber ich mag gern meine Freunde kennen, so gut wie meine Feinde. Hier kommt also Keiner vermummt durch!"

Falk und Selben waren die Einzigen, die Muth hatten; die Andern standen alle bleich und zitternd da, besonders die Oberkammerherrin, welche über die ihr fremden Gestalten äußerst erschrocken war, und nicht begriff, wie Falk die Absicht des Schauspiels erfahren haben konnte.

Aloysius sagte ihr leise: ich glaube, wir sind hier unter Geistern. Daß sich Gott erbarme!

In diesem Augenblick trat ein Officier, mit der Schärpe um den Rock, und dem Ringkragen vor der Brust, in das Gewölbe, und sagte: „guten Abend! Hier bin ich recht, wie ich sehe. Herein, Bursche! Besetzt die Aus- und Eingänge!"

Dieser neue Auftritt setzte alle Anwesenden in ein noch größeres Erstaunen, und zugleich die meisten in große Angst, als wirklich Husaren in das Gewölbe traten, und es besetzten.

„An wen habe ich mich zu wenden, meine Herren und Damen, mit dieser Ordre von dem General-Gouverneur? Wer ist hier Herr?"

Das wäre ich, antwortete Selben. Sie sind bei mir, meine Herren und Damen; und Sie, mein Herr... — Um Vergebung, Ihr Name?

„Hauptmann Schacht."

Herr Hauptmann, Sie kommen hier zu einem lustigen Schauspiel, das...

„Darüber habe ich nicht zu urtheilen, mein Herr, und bedaure in der That... Ich habe Ordre Sie zu arretiren, und Sie allerseits, so wie ich Sie diese Nacht hier finde, in die Residenz zu bringen. Es soll mir um Ihretwillen lieb seyn, wenn sich findet, daß hier nur Scherz getrieben worden ist."

Scherz, bloßer Scherz! sagte Franz, und nahm seine Maske mit dem langen Barte ab.

Gott Lob! es sind Menschen! rief Alic, als er seines Sohnes Gesicht sah.

„Der General-Gouverneur," fuhr der Officier höflich fort, „scheint die Sache nicht für so scherzhaft zu halten, Herr Bischof, oder was Sie sonst seyn mögen. Will Jemand von Ihnen seine Ordre sehen, meine Herren und Damen?"

Wenzel nahm die Ordre, und las: „Da beunruhigende Nachrichten aus dem **schen Kreise an uns gekommen, als wenn Menschen die alte grausame, und majestätsverbrecherische Sitte wieder einzuführen gedächten, geheime Gerichte zu hegen, Menschen vorzufodern, Urtheil und Recht zu sprechen: so finden wir uns genöthigt, diesen hochverrätherischen Unfug in seinem Keime zu zerstören. Wir befehlen Euch daher, alle die Personen, welche am 13ten d. um Mitternacht in den Seiten-Ruinen neben dem Wohnhause eines Herrn von Selben, wahrscheinlich in der Vermummung alter Fehmrichter, versammelt sind, so wie sie betroffen werden, gefänglich in die Residenz einzubringen, wo sie nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden sollen."

So wie wir hier sind? fragte Selben.

„So wie Sie hier sind, meine Herren und Damen. Ich bedaure, und hoffe übrigens, Sie werden erweisen können, daß Sie nur einen Scherz getrieben haben; denn — in der Residenz nimmt man es mit der Sache, wie gesagt, sehr ernstlich. Und, bei den jetzigen Zeiten, wo die Französische Revolution alle Regierungen argwöhnisch gemacht hat, war Ihr Scherz, meine Herren, — mitten in der Nacht und in diesen Kleidern — wenigstens sehr unvorsichtig! — Ich bitte Sie, zu eilen."

„Alle Teufel, Bruder Alis," sagte Falk; „du dauerst mich, armer Schelm. Das Wasser geht dir an die Kehle."

Sie haben Recht, Herr Hauptmann, sagte Selben, besonders da wir in der That nicht so recht beweisen können, daß alles bloßer Scherz gewesen ist. Doch — wenigstens werden Sie uns erlauben, Herr Hauptmann, daß wir einander einen Augenblick allein sprechen, und daß wir Mäntel mitnehmen. Sie sehen, es sind Damen

unter uns, die — das versichre ich Ihnen auf meine Ehre — ein Zufall hieher gebracht hat, wie Sie das auch an ihren Kleidern sehen können. — De Hauptmann verbeugte sich gegen die drei Damen.

„Ich," sagte Falk, „gehöre nicht dazu, Herr Hauptmann; also werde ich meines Weges gehen."

Sie Herr ... — nicht wahr, Herr Obristlieutenant von Falk? — Sie sind vor dem Gesetze nicht weniger strafbar; denn Sie, ein Vasall Ihres Fürsten, stellten sich vor ein unbefugtes Gericht, und erkannten also die Gerechtsame des heimlichen Gerichtes an.

„Herr Hauptmann," erwiederte Falk sehr laut und nachdrücklich: „ich bin ein Vasall des Fürsten; aber gehen kann ich, wohin, und wann ich will. Ob ich die Gerechtsame dieses Gerichtes anerkannt habe, das wird bloß meine Aussage entscheiden. Ich will nicht mit. Man kann mich ja finden, da man weiß, daß ich auf Falkenstein wohne."

Eben,

Eben, um diese Aussage zu thun, sind Sie mein Gefangener. Gehorsam dem Gesetz, Herr Obristlieutenant!

„Alle Welt! das kann eine schöne Geschichte geben! Meinethalben denn! ich bleibe. Nur muß ich erst meiner Frau sagen lassen, daß sie sich nicht ängstigen soll, wenn ich ein Paar Tage ausbleibe."

Hier ist noch ein Nebenzimmer, sagte Selben. Dürfen wir auf einige Augenblicke dahin gehen?

Der Hauptmann untersuchte das Zimmer, fand, daß es keinen geheimen Ausgang hatte, und bewilligte die Bitte.

Alle gingen mit langen Gesichtern in das Zimmer, nur unsern Wenzel ausgenommen, der sehr ruhig blieb.

Der Justizamtmann des Oberkammerherrn, ein sehr hypochondrischer und furchtsamer Mann, war mit unter den Richtern des Bundes. Er hatte vor der ganzen Sache gezittert, und sich nur auf Befehl zur Theilnahme verstanden. Jetzt nahm er die

Kappe von dem bleichen Gesichte, und sagte leise: ich habe es zuvor gesagt, Ihr Gnaden!

Ja, rief Selben; Sie, als Jurist, müssen es verstehen. Das kann Geld kosten: nicht wahr?

Das kann, wenn Ew. Gnaden es mir nicht übel nehmen wollen, bei den jetzigen gefährlichen Zeiten, Köpfe kosten. Es ist Hochverrath, wenn die Regierung es so ansehen will. Ich habe es vorher gesagt. Mich armen Mann hat man gezwungen; leider Gottes! gezwungen!

Ei, die Regierung wird doch Spaß verstehen? Es war ja weiter nichts, als Spaß.

Spaß, Herr von Selben? Ich bitte unterthänig um Vergebung. Es wäre Spaß gewesen, daß man den Herrn Obristlieutenant zwingen wollte, seine Güter auf seines Bruders Kinder zu vererben?

Der Obristlieutenant wird, uns zu Gefallen, wohl einmal eine kleine Nothlüge machen.

Alle sahen den Obristlieutenant an; er rief aber mit lauter Stimme: „eine Lüge,

vor Gericht? Herr von Selben, wenn man in der Residenz mit Ihnen fertig ist, so habe ich noch ein Wort mit Ihnen zu reden, wegen dieser Zumuthung!"

Um Ihren Bruder zu retten, Herr Obristlieutenant?

„Mit meinem Vermögen, recht gern! auch mit meinem Leben, in Gottes Namen! Aber mit einer Lüge vor Gericht, vor meinem Lehnsherrn? Bewahre mich Gott und Doctor Kreidenmann! und wenn es meinen Kopf kosten sollte!"

Herr Obristlieutenant, in Gesellschaft so edler Menschen?

„Nein, ich will nicht. In Gesellschaft! Herr, glauben Sie etwa das Wort Ritter käme her von dritter, weil er selbdritter reitet, und man könnte also in Gesellschaft Fünf gerade seyn lassen? Nein, es kommt her von dem Griechischen Worte ῥυτηρ, das heißt: Servator, Erhalter; weil ein Ritter erhalten soll Recht und Gerechtigkeit, streiten soll pro lege und grege,

wie davon Franziscus Pfeil sehr schön geschrieben hat."

Es war etwas Lächerliches, und etwas Rührendes zugleich, in dieser gelehrten Auseinandersetzung, die Falk mit großem Eifer vortrug. Aber die Angst der übrigen Gesellschaft wurde noch immer größer dadurch, daß er nicht zu bewegen war.

Falks Bruder kniete vor ihm nieder; doch Wenzel brachte seine Gelehrsamkeit noch einmal zum Vorschein.

Nun, Herr Justizamtmann, sagte Selben; jetzt ist es an Ihnen zu reden: was können wir thun?

Ist mein Mann denn nicht Reichsfreiherr? rief die Oberkammerherrin, halb stolz, halb kleinlaut.

Das hilft ihm nichts, Ew. Gnaden, erwiederte der Justizamtmann. Er ist hier auf dem Boden unsers Landesherrn betroffen, und, nach dem Abkommen am kaiserlichen Hofgerichte zu Rothweil, hat der Herr des Landes sich vorbehalten, und nicht zur Remission geschlagen, als folget. Erstlich:

wenn man die Landgerichts-Boten an ihren Verrichtungen hindert und beschädigt.

Gott Lob, das haben wir nicht gethan!

Das haben wir allerdings gethan, Ew. Gnaden! Wir haben selbst Gericht gehegt, und zwar ein heimliches, was von Kaiser und Reich verboten und bei Strafe, lebendig verbrannt zu werden, verpönt ist.

„Alle Teufel!" sagte Falk; „das ist wahr: sie haben den Fuiger in Frankfurt darum lebendig verbrannt!"

Und siebentens, fuhr der Justizamtmann fort, der sich schon auf dem Scheiterhaufen sah, ist keine Remission, wenn einer beklagt wird um ein gewaltthätig spolium und Entsetzung seiner Hab' und Güter, und derselben possessio vel quasi; und daß dieses hier der Fall ist mit dem Herrn Obristlieutenant, darin werden Sie Alle mir Recht geben.

„Das laßt nur gut seyn," sagte Falk ehr ernst: „ich will mich schon meiner Haut wehren; und zu klagen habe ich nichts. Aber daß ein Bruder ein gewaltthätiges

Spolium an seines Bruders Vermögen zu begehen Lust hat — guter Gott! das vergieb du in deinem Himmel! Ich vergebe es.

Selben sagte: wir werden auf dem Scheiterhaufen schöne Gesichter machen, denk' ich.

O, Herr von Selben, ich bitte Sie ganz unterthänig, treiben Sie keinen Scherz mit unsrer unglücklichen Lage!

Ist denn nicht, fragte Selben, wenigstens die Frau von Falk zu retten, und das Fräulein Renate? Fräulein Bertha weiß nichts von der ganzen Sache, und ist also frei. Alle Damen, denk' ich, Herr Justizamtmann, da sie die Gesetze nicht kennen.

Ach, Gott! Herr von Selben, Fräulein Renate hat die Sache angegeben, und die gnädige Frau, meine hochgeborne Frau Prinzipalin, ist quasi als causa matrix anzusehen. — Die Oberkammerherrin zitterte bei diesen barbarischen Worten, die der Amtmann bebend hervorbrachte.

Selben sagte: Nun, wenn es schlimm geht, so kommen wir doch wohl mit Con-

fiscation unserer Güter davon. Ich, ich armer Teufel, ziehe dann zu dem Obristlieutenant Falk.

Falk sagte: „so lange ich noch einen Bissen Brot habe, sollt Ihr mir alle willkommen seyn!... Ein verteufelter Handel ist es, das fange ich selbst an zu begreifen."

Selben rief den Officier in das Zimmer, und sagte: Herr Hauptmann, wir haben hier überlegt, daß uns dieser Spaß theuer zu stehen kommen kann. Sie werden nicht härter gegen uns seyn, als es Ihre Ordre befiehlt. Ist sie wirklich so streng, wie Sie sagen?

Lesen Sie diese zweite Ordre. Selben las leise, doch so, daß man sehr deutlich die Worte hörte: „in Ketten... geschlossen... Alle... Hochverrath"...— Renate und die Oberkammerherrin stießen bei jedem solchen Worte einen Schrei aus.

Und können Sie gar nichts abändern? Ich hoffe, Sie sehen ein, daß es fast nichts als ein Scherz war.

Ja, beinahe glaube ich es. Das Ein-

zige wäre, wenn ich — Sie nicht gefunden hätte.

Könnten Sie denn nicht sagen, Sie hätten Niemand gefunden?

Der Hauptmann zuckte die Schultern. Das kann ich nicht; ich stehe hier unter dem Befehl meines Majors, der draußen vor dem Eingange hält.

Was für ein Mann ist er?

Er heißt Huber, ein vortrefflicher Stabs-Officier, seit kurzem Major.

Huber! riefen Alle; und Bertha war in froher Bestürzung.

„Huber!" rief auch Falk. „Alle... Gottes Welt! weiß er, wer wir sind?"

Nein! Er weiß so wenig, als ich wußte, wen ich hier antreffen würde. Soll ich ihn rufen?

Ja, das thun Sie! antwortete Bertha freudig. O, Gott Lob! Gott Lob! meine Eltern sind gerettet! — Sie umfaßte ihre zitternde Mutter zärtlich.

Der Hauptmann schickte einen Husa-

ren hinaus, und bald trat Huber in das Gewölbe.

Als er einen Blick auf die Gesellschaft geworfen hatte, erblaßte er, stieß einen heftigen Schrei des Erschreckens aus, und lehnte sich an eine Säule des Gewölbes. Barmherziger Gott! rief er dann, seine Blicke auf Falk, Bertha und Franz richtend: Ihr seid es? Ihr? O dazu, dazu bestimmte mich das harte Schicksal!

Falk warf sich Hubern in die Arme, und rief: „armer Bruder! O, lieber Gott! warum denn gerade diesen!"

Huber schwieg, und hielt die Hand vor die Augen. Bertha trat schüchtern näher, und sagte: Huber! es sind meine Eltern!

Bertha! Bertha! rief er in einem schrecklichen Tone: ich kann nicht! Bete, bete, daß die Erde sich unter mir aufthue, daß diese Ruinen mich begraben! Ich kann nicht! —

Mutter, sagte Franz: wir sind verloren!

O, meine Bertha, du gehörst gewiß nicht

zu ihnen! Und auch du nicht, Falk! O, ich bitte Euch: sagt Nein!

Wir sind unschuldig, ich und mein Oheim. Aber rette meine Eltern, Huber! Ich beschwöre dich bei allem, was heilig ist!

O, Gott! Barmherziger....! — Bertha, mein Herz zerreißt; aber — ich kann nicht! es ist unmöglich! — Er umfaßte die Säule, als wollte er sie niederreißen, und war außer sich vor Schmerz.

Selben flisterte der Mutter zu: Was ist das! Ist der Officier der Bräutigam Ihrer Tochter? Sie nennen einander ja Du!

Nein.

Aber lieben müssen sie einander doch. Frau Oberkammerherrin, besinnen Sie Sich nicht lange! Zögern Sie keine Minute! Setzen Sie Ihre Tochter zum Preise für unsere Rettung.

Nimmermehr! nimmermehr!

Nun, wenn Sie zu Asche gebrannt sind, so nimmt sie ihn ja doch.

Renate fiel vor der Oberkammerherrin

auf die Kniee; ihr Mann faßte bittend ihre Hände, und sagte: wenn das uns retten kann, liebes Kind?

Franz trat mit einem seltsamen Gesicht an ihre Seite, und sagte: lassen Sie Sich bewegen! — Dann flisterte er Selben zu: ich will darauf wetten, daß hier vier verschiedene Gesellschaften von Schauspielern vier Komödien spielen, wenn nicht gar fünf.

Ich kann nicht! rief Huber noch einmal mit schrecklicher Stimme.

Falk legte sich mit dem Gesichte gegen die Wand, und sagte, fast schluchzend: „Halte dich, Bruder Huber! Mir zerreißt das Herz. O, ich danke dem lieben Gott, daß mir so etwas in meinem Leben nicht passirt ist! Hier sollte Doctor Kreidenmann wohl ein wenig anders pfeifen!"

Selben erinnerte die Oberkammerherrin an den Scheiterhaufen; der Justizamtmann flisterte ihr auf der andern Seite mit bebender Stimme ins Ohr: wenigstens werden Ihre Güter eingezogen.

Und Sie dazu verbrannt! rief Selben mit Schaudern, als ob er schon auf dem Scheiterhaufen stände.

Franz ging in dem Gewölbe umher, von Einem zum Andern, wurde blaß, und lächelte dann wieder.

Endlich sagte die Oberkammerherrin mit giftigen Blicken: retten Sie uns, Herr Major; und ich gebe Ihnen meine Tochter!

Ich kann ja nicht! klagte Huber. O, göttliche Barmherzigkeit! ich kann ja nicht!

Herr Hauptmann, legen Sie ein gutes Wort für uns ein! sagte Selben.

„Er kann nicht!" sagte Falk mit fürchterlicher Bestimmtheit; „er kann, bei meiner armer Seele, nicht!"

Herr Major, — so wendete sich der Hauptmann nun zu Huber, und drückte ihm die Hand: ich habe Ihnen etwas zu sagen. Darf ich Sie bitten, Herr Obristlieutenant, zu uns zu treten? Ich brauche dazu edle Zeugen. Auch Sie Herr von Selben! (Die vier Männer traten zusammen.) Hier habe

ich noch eine Nebenordre, Herr Major, von der Sie nichts wissen. Unsre Ordre befiehlt: das ganze heimliche Gericht aufzuheben und zur Bestrafung in die Residenz zu bringen; davon können wir nicht abgehen. Es haben sich Unruhen gezeigt, die freilich größere Strenge anrathen. So viel ich hier höre, ist diese Zusammenkunft nicht ein bloßer Scherz, sondern man hat den Herrn Obristlieutenant hier in Ernst vorgefodert, und zwar in der Absicht, ihm seine Güter abzudringen.

„Das ist leider, wahr!" sagte Falk.

Nun denn! Der Herr Oberkammerherr von Falk und seine Gemahlin mögen überlegen, wie weit diese Verletzung der öffentlichen Sicherheit — das zum wenigsten ist es, wenn man es nicht zu etwas noch Schlimmerem macht —

Leider, kann man das! sagten Selben und der Justizamtmann.

. . . sie mögen überlegen, sage ich, wie weit das sie führen kann. Wir, der Herr Major Huber und ich, bekamen den stren-

gen Befehl, das heimliche Gericht aufzuheben, und alle daran theilnehmende Personen, so wie wir sie fänden, in die Residenz zu bringen. Ich ging, ehe wir uns auf den Weg machten, noch einmal zu dem General-Gouverneur, der mein Schwiegervater ist. Ein heimliches Gericht! sagte ich lachend zu ihm: das scheint mir unglaublich. — Sie werden es sehen, antwortete er sehr ernst. Eine Maskerade vielleicht, erwiederte ich, die der Herr von Falk durch seine Liebe zu dem Ritterwesen veranlaßt hat. (Hier erröthete Falk; das Gewissen schlug ihm ein wenig.) Mein Schwiegervater blieb ernst; ich fuhr aber fort, über die Sache zu scherzen, bis auch Er guter Laune wurde. Wer weiß, sagte ich, was ich aus dem heimlichen Gerichte mache, wohl gar eine heimliche Heirath, oder so etwas. — Er erwiederte lachend: wenn eine heimliche Heirath daraus zu machen wäre, so wollte ich es wohl bei dem Monarchen verantworten.

Ich nahm ihn beim Worte, und bat

ihn, mir die Ordre schriftlich zu geben. Er lachte. — Wenn es mit dem heimlichen Gericht, fuhr ich fort, Gefahr hat, so bringe ich meine Gefangenen; doch in dem andern Falle erlauben Sie mir, eine Hochzeit daraus zu machen. — Sie scherzen, erwiederte er; ich weiß aber gewiß, daß Sie an Ort und Stelle die Sache sehr ernsthaft finden werden. Indeß — auf allen Fall will ich Ihnen noch eine zweite Ordre mitgeben. Nun schrieb er, was ich Ihnen vorlesen will: „Finden sich unter den Mitgliedern des heimlichen Gerichts zwei Paare, die sich auf der Stelle trauen lassen, so mag mein Schwiegersohn, der Hauptmann Schacht, Brautführer seyn." — Das Eine Paar hätten wir, sagte er, mit einem Blick auf Bertha.

Um meine Verwandten von Schimpf und Schande, oder von noch größerem Unglück zu retten, hob Renate sehr freundlich an: bin ich bereit, mit dem Herrn von Dorstedt das zweite Paar zu machen, wenn die Frau Oberkammerherrin ihr schriftli-

ches Versprechen wegen des Gutes erfüllen will. — Sie zog ihr Document hervor, und übergab es dem Hauptmann Schacht. Dieser schüttelte beim Lesen den Kopf, ging dann zu der Oberkammerherrin, und sagte ihr leise: dies Papier zeugt ja unwidersprechlich gegen Sie. Mein Gott! wie konnten Sie so unvorsichtig seyn!

Selben eilte, durch eine verborgene Thür, eine Treppe hinauf; nach zehn Minuten kam er mit dem Prediger seines Gutes wieder, und sagte: die heimliche Doppelheirath ist bereit!

Huber blickte verlegen zu Boden, dann liebevoll auf Bertha, und zweifelhaft auf den Obristlieutenant. Falk nahm ihn in seine Arme, und flisterte ihm zu: „das sieht aus wie ein abgeredetes Spiel!"

Falk, was soll ich thun?

„Steckst du mit darunter, Huber?"

Falk, das kannst du fragen!

„Nun denn, so greif in Gottes Namen zu! Was kannst du machen? —

Die Oberkammerherrin wollte jetzt zurück-

rücktreten; der Hauptmann versicherte aber sehr ernstlich, daß er dann sogleich alle Theilhaber auf Wagen mitnehmen würde. Selben drohete mit Scheiterhaufen, oder ewigem Gefängnisse. Der Justizamtmann sagte leise: danken Sie doch Gott, Ihr Gnaden, daß Sie so davon kommen! — Sie gab endlich mit verbissenem Grimm ihre Einwilligung.

Der Prediger trauete gleich auf der Stelle Hubern mit Bertha, und dann Dorstedt mit Renaten, rings um von den Richtern des doppelten heimlichen Gerichts, Mönchen und Rittern, Officieren und Husaren umgeben. Falks Augen funkelten vor Freude, als er Bertha mit seinem Huber vor dem Prediger stehen sah; und daß ihn dabei eine Scene der alten Ritterzeit umgab — Fehmrichter, u. s. w., die jetzt sämmtlich ihre Kappen abnahmen, und in denen er meistens nur alte Bekannte fand —, vermehrte sein Vergnügen noch.

Nach der Trauung gingen Alle aus dem unterirdischen Gewölbe die Treppe hinauf

in Selbens hell erleuchtetes Haus, wo sie ein Paar Tische mit Wein und guten Speisen besetzt fanden. Man lachte beim Essen und Trinken erst leise, und nur an Einer Stelle; das Lachen theilte sich aber rings umher mit, und wurde endlich zu einem allgemeinen lauten Gelächter, woran nur der Oberkammerherr und seine Gemahlin keinen Antheil nahmen.

Franz sagte der höchst übel gelaunten Mutter: Huber stände bei dem Fürsten sehr in Gnade, und sie würde noch erleben, daß ihre Tochter Frau Feldmarschallin hieße.

Falk, den das Glück seines Freundes Huber und die ganze ritterliche Nacht sehr vergnügt machten — und in dieser Stimmung konnte er alles vergeben —, kam an sie heran, und wiederholte ihr und seinem Bruder noch einmal bestimmt, daß er sein Wort halten würde. „Gehe es mir, wie Gott will, Frau Schwester! Ihr Sohn da wird mein Erbe; und wenn er zehnmal nicht will, so wird er es doch. Das schwöre ich Ihnen bei Ihrer Bertha und mei-

nes Hubers Glück. Höher weiß ich nicht zu schwören, als bei dem Glück dieser Menschen, die ich mehr liebe, als mich selbst."

Die Frau Oberkammerherrin umarmte ihren Schwager, und überwand sich sogar, Hubern einmal „Herr Sohn" zu nennen. Doch, als der Morgen anbrach, war sie nicht mehr zu halten; sie reiste mit Alis und dem Justizamtmann ab, so viel sie auch gebeten wurde, noch zu bleiben. Im Wagen verwünschte sie denn ihren Schwager, ihre Tochter, Renaten, und das ganze heimliche Gericht, das ihr so theuer zu stehen gekommen war.

Huber und Bertha hatten sich schon entfernt. Renate gähnte Einmal über das andre, und ging endlich allein zur Ruhe, da ihr Dorstedt sich, wie es schien, um alle Sinne frühstückte.

Nun? fragte Franz endlich, lachend: wer ist denn eigentlich der Betrogene? Ich glaube beinahe, wir Alle. Auch Sie, Selben, ob ich gleich glauben muß, daß Sie der Director des Schauspiels gewesen

sind. Selben lachte und gestand das; dann sagte er: Herr Obristlieutenant, wir haben ja noch ein Hühnchen zu pflücken. — Falk schüttelte ihm die Hand. „Wir wollen die Sache gut seyn lassen, da sie so gut abgelaufen ist.“

Nun erzählte man denn einander, unter lautem Lachen, und so lös'te sich bald das ganze Räthsel. Falk lachte zwar mit, und war glücklich, wie ein Gott. „Aber,“ sagte er heimlich; „trotz dem Allen möchte ich doch bei einer solchen Spitzbüberei die Hand nicht mit im Spiele gehabt haben.“

Selben war ein lustiger Mann, der gern Possen trieb. Sein Nachbar Falk war ihm daher mit seinem Ritterwesen recht sehr willkommen; doch als er den sogenannten Don-Quixotte näher kennen lernte, bekam er zu viel Hochachtung für denselben, als daß er Lust gehabt haben könnte, ihn zu necken. Hauptmann Dorstedt aber, der oft bei Selben war, und wohl hundertmal aus dessen Munde gehört hatte, daß er seinem Nachbar Falk gern einen

Streich mit dem Ritterwesen spielen möchte, glaubte, als ihm Renatens Plane mitgetheilt worden waren, vorzüglich in Selben den rechten Mann zur Ausführung zu sehen. Er schlug ihn der Oberkammerherrin zur Theilnahme vor; und da er sich — weil er Selben ganz falsch beurtheilte — für ihn verbürgte, so wurde dieser mit in das Geheimniß gezogen, das man ihm als eine bloße Posse vorstellte. Er erbot sich, sein Souterrain zu der Scene herzugeben, gab alle Ceremonien an, und theilte Jedem seine Rolle zu. Nun wurde man vertrauter gegen ihn, und endlich konnte er nicht mehr zweifeln, daß es auf eine Plünderung des edlen Falk abgesehen war.

Es verdroß ihn sehr, daß man ihn zur Ausführung einer Spitzbüberei gebrauchen wollte; indeß, sich jetzt noch zurückziehen konnte er nicht: so mußte er denn die Posse nützen, sich zu rächen und die habsüchtige Oberkammerherrin zu bestrafen.

Als er von einer Unterredung mit den Verbündeten zu Hause kam, fand er seinen

Busenfreund Schacht, einen sehr heitern lustigen Mann, dem nie besser zu Muthe war, als wenn er eine recht seltsame Posse erfinden oder ausführen konnte.

„Hilf mir etwas recht Tolles ersinnen, lieber Schacht," sagte Selben, und erzählte ihm den Plan der Oberkammerherrin.

Schacht sprang schon nach einigen Augenblicken vor Freude hoch auf. Ich will dir Genugthuung verschaffen, und, hoffe ich, obendrein einem edlen braven Mann zu einer Frau verhelfen. (Er war Hubers herzlicher Freund, noch aus dem Kriege her, da dieser ihn einmal unter den Säbeln der Feinde weggeholt hatte.) Nun lief er eine halbe Viertelstunde im Zimmer umher, setzte zusammen, riß wieder ein, und brachte endlich seinen Plan zu Stande, an welchen Selben nur noch die letzte Feile zu legen brauchte.

„Wir wollen an Huber schreiben," sagte Selben.

Das wollen wir bleiben lassen, erwiederte Schacht; denn der muß eben so an-

geführt werden, wie die Oberkammerherrin: sonst — macht er uns einen Strich durch die Rechnung.

Als Schacht wieder in der Residenz ist, erzählt er seinem Schwiegervater die ganze seltsame Sache. Der General-Gouverneur, ein alter braver Soldat, und noch immer jugendlich munter, hätte gar nichts gegen Schachts Posse einzuwenden, und wäre allenfalls zu bereden gewesen, selbst eine Rolle dabei zu spielen; indeß trug er doch Bedenken, einen gewaltthätigen Schritt zu thun. „Blitzjunge," sagte er: „eine Ordre ist kein Spiel!"

Zum Vergnügen des alten Generals ging aber nun bald in der Hauptstadt eine Sage umher von heimlichen Gerichten, die bei Nacht ihr Wesen trieben und Leute vor sich foderten. „Eine Posse," sagte er zu dem Minister, „von der ich schon etwas Näheres weiß, und der ich bald ein Ende machen will. Bleiben Sie nur ruhig, und überlassen Sie mir die ganze Sache."

Der General-Gouverneur hielt nun

erst Rücksprache mit seinem Schwiegersohn, und gab dann Hubern die Ordre mit großem Ernst. Diesem fiel zwar bei dem Fehmgerichte Falk ein; Schacht versicherte ihm aber, daß der gewiß nicht zu den Mitgliedern gehöre. Sie ritten mit einiger Mannschaft zu ihrer Untersuchung ab, und Schacht nahm, ohne daß Huber darum wußte, einen Urlaub auf einen Monath für ihn mit.

Doch während dessen hatte sich auch eine andre Gesellschaft zu einem Gegenplane vereinigt. Bertha merkte, und erfuhr, daß man etwas gegen ihren Oheim vorhabe, konnte aber nicht dahinter kommen, was es eigentlich wäre. Jetzt bekam ihre Mutter öfters Briefe von Renaten; und da sie schon seit langer Zeit ihren Nähtisch auch zu ihrem geheimen Archiv gemacht hatte, so fand Bertha diese Briefe, las sie — da es hier auf ihres geliebten Oheims Ruhe oder Glück ankam — ohne Bedenken, erstaunte, und schrieb ihrem Bruder, was sie entdeckt hatte. Dieser kam selbst in die Ge-

gend, lauerte auf, brachte in Kurzem alles heraus, wählte nun unter seinen Bekannten Beisitzer zu einem andren heimlichen Gericht, und beredete sie ganz leicht zur Theilnahme. Er hatte bloß die Absicht, die geheimen Richter zu erschrecken und seinen Oheim von einer raschen, unüberlegten Großmuth abzuhalten. Um seiner Sache gewisser zu seyn, reisete er auf ein Paar Tage zu seinem Oheim, und zog Georgen mit in das Spiel; dieser schaffte Ritterrüstungen, und ließ des Rektors Kanzler-Habit ein wenig umarbeiten, daß er allenfalls für das Gewand eines Bischofes gelten konnte. Nun brachte man alles in die Nähe von Selbens Souterrain, und glücklicher Weise entdeckte man eine Oeffnung, die in das Gewölbe führte, worin das heimliche Gericht seine Sitzung halten wollte.

So betrog einer den andern: die Frau Oberkammerherrin ihren Schwager; Selben sie und ihre Bundesgenossen; Franz Selben, und Schacht seinen Freund. Des Justizamtmanns Hypochondrie, welche allein

unverstellt war, that die meisten Dienste. Ihm trauete die gnädige Frau; denn schon lange vorher hatte er, durch seine Prophezeiungen eines üblen Ausganges, fast Allen den Muth genommen. Hätte Selben ihr nicht so viel zugeredet, so würde sie den ganzen Plan aus Furcht noch kurz vor dem bestimmten Tage aufgegeben haben.

Nebenher hatte Selben auch an Dorstedts Verheirathung gedacht. Er wollte diesem armen Teufel ein sicheres Auskommen verschaffen, und zugleich den guten Wenzel Falk von seinem Hauskreuze befreien. —

Am folgenden Morgen, doch erst gegen Mittag, kamen beide junge Ehepaare zum Vorschein: Renate mit einem Schleier vor dem Gesicht, dessen Schminke Verschämtheit nachahmen sollte, und Bertha mit dem Glanze himmlischer Seligkeit in den schönen Augen und der ganzen Engels-Physiognomie.

Jetzt erzählte Selben ganz offen, was er für die Freundschaft und Liebe, so wie

gegen die Habsucht der Steinauer gethan hatte. Schacht überreichte seinem geliebten Huber den Urlaub auf einen Monat. Dieser fiel jetzt mit Lebhaftigkeit seinem Freunde Schacht und dem Herrn von Selben um den Hals; denn er sah ein, daß er schwerlich auf eine andre Art, als auf diese, zum Besitze seiner Bertha gekommen seyn würde.

Georg war schon mit einem Wagen da. Bertha, ihr Mann, Franz und Wenzel kamen in Falkenstein an, ohne daß Jemand nur das Mindeste von dem Vorgefallenen wußte. „Da, Klaudie, hast du das junge Ehepaar!" Weiter sagte Falk nichts; er war aber so vergnügt, daß er sang und pfiff, und Jeden, der ihm begegnete, etwas schenkte.

Die Begebenheit wurde in der Gegend umher bald bekannnt. Selben machte kein Geheimniß daraus, und auch Dorstedt, der sogleich auf sein Gut gezogen war und seinen Weinkeller angefüllt hatte, erzählte sie bei jeder Flasche Wein, die er in Gesellschaft trank, obgleich Renate ihn recht drin-

gend bat, sie nicht täglich so auszusetzen. „Renate," sagte er dann; „war nicht ich der Preis, um den du dich auf das heimliche Gericht einliessest? Und soll ich nicht erzählen, meine Taube, was deine Liebe für mich gethan hat? Ich war ein armer Teufel, so wie du ein armes Fräulein. Du gewannst, was dir fehlte, einen Mann; ich, was mir fehlte, einen vollen Keller. Vivat das heimliche Gericht!"

Doch die Auflösung des Räthsels kam auch nach Steinau. Die Frau Oberkammerherrin erfuhr, daß alles, Verhaft, Confiscation der Güter und Scheiterhaufen, nur Erdichtung und Selbens Plan gewesen war. Jetzt wiederholte sie ihre Verwünschungen, und zwar in verstärkten Tönen. Wie konnte sie auch anders! Sie hatte ihre Tochter dem Manne gegeben, dem Falk sie wünschte; Dorstedt besaß das Gut, und Renate, die Urheberin ihres Unglücks, einen Mann! Alles war zufrieden, und sie allein hatte die Kosten dieser Zufriedenheit bezahlen

müssen! Sie war wie auf der Folter, so oft Jemand der Sache erwähnte; denn immer mußte sie mit Lächeln davon erzählen, und zwar so, als wäre es ein Spaß gewesen, um ihre Tochter mit einer Freude zu überraschen, auf die sie gar nicht mehr gerechnet hätte. Doch ihre Leute hatten die Nachwehen des erzwungenen Lächelns zu ertragen, womit sie erzählen mußte. Sie hätte Selben zu Grunde richten mögen, und wußte nur nicht, wie sie es anfangen sollte. In ihrem Grimme verlangte sie sogar von ihrem Manne, er sollte den Herrn von Selben auf Pistolen fodern. Alis sagte: ich kenne Selben! Er schießt mich todt; und was hast du dann? Franz ist dann Herr der Güter. — Gewiß würde sie mit ihrem Schwager völlig gebrochen haben, wenn sie nicht noch immer gehofft hätte, daß er sein Versprechen, wenigstens zum Theil, erfüllen würde.

Sie war so schwer beleidigt! Wohin sie sah, spottend lachende Gesichter; und alle Rache war so gut wie unmöglich, da sie

selbst vielmehr mitlächeln mußte. Niemand hatte Mitleiden mit ihr, ausgenommen Huber und ihr Schwager; doch das wußte sie nicht, und würde es auch nicht geglaubt haben, wenn man es ihr gesagt hätte. —

Die Todtenerscheinung.

Falk hatte nun alle seine Wünsche erreicht. Es war etwas ungemein Liebliches in der fröhlichen Unruhe, mit der er fast unaufhörlich im Hause umher ging, bald auf Klaudiens, bald auf Hubers Zimmer. Sah er dann Bertha auf ihres Mannes Schooße sitzen, so winkte er mit dem froheſten Gesicht, sie sollte sitzen bleiben. „Wenn Ihr nur glücklich seyd, Kinderchen," sagte er; „ich kann wohl warten und wiederkommen." Dann ging er sogleich zu seiner Klaudie zurück, erzählte ihr, wie er die jungen Eheleute gefunden hätte, und setzte sich zu ihr, um sich von ihr vorlesen oder vorsingen zu lassen.

Wenn sie dann ihre Arme um ihn legte, und sich, mit Freudenthränen in den Augen, glücklich pries, dann sagte er wohl: „ich wollte, liebe Klaudie, es käme einmal ein Unglück, wäre es auch noch so groß! Aber nur mich müßte es treffen, nicht euch, Kinder. Denn es kommt mir so vor, als ob ich gar zu glücklich wäre. Alles geht mir von Statten, liebe Klaudie. Wohin ich nur sehe und komme, da ist auch eine Freude für mich bereit: überall, auch an Orten, von denen Ihr gar nichts wißt. Sieh, Klaudie, oft möchte ich mich an Franzens Brust werfen, wenn er von der Jagd kommt, und ihm sagen: laß doch, Franz! sey doch glücklich! Es ist ja nichts als Glück auf der Erde! Da bleibt mir, seitdem ich den Georg über meine ganze Oekonomie gesetzt habe, und seitdem Bertha und Huber hier sind, gar nichts weiter zu thun übrig, als von Einem Zauberpallaste des Glücks nach dem andern zu gehen, von dir zu Bertha, von da zu Georg und seiner kleinen freundlichen Frau, die er eben

so liebt, wie ich dich! Dann zu meinem alten Lehrer, und von dem an jedes Bauerhaus im Dorfe. Guter Gott! wie das alles gekommen ist!

Von Bruchstedt sagte er nicht ein Wort. Er ritt immer allein dorthin, oder doch nur in George'ns Gesellschaft. Lindner hielt sich jetzt mehr als je verborgen, und seine Tochter Jakobine trug fast immer einen Schleier, der ihr Gesicht ganz verhüllte, wenn sie außer dem Hause war.

Das fiel unsrem Falk am Ende auf. „Sagen Sie mir doch, lieber Lindner," — denn der Name Siegel blieb ein Geheimniß —: „warum thun Sie so heimlich?"

Sie versprachen, mir mein Geheimniß zu lassen.

„Ja, recht gern, recht gern! Aber es thut mir weh, lieber Lindner; denn ich sehe wohl, daß hier alles ganz anders geht, als in Falkenstein, ausgenommen, was Ihnen Georg etwa absieht. Sind denn die Falkensteiner nicht auch meine Kinder, so gut wie die hier?"

Herr Obristlieutenant, der Mensch muß sich begnügen lassen mit dem Guten, das er zu thun im Stande ist. Ich kann nicht mehr thun.

„So erbarme sich Gott! ... Nun, mein Georg soll fleißig kommen, und sehen, hören und lernen; und einen braven Schullehrer habe ich auch schon. Aber, lieber Freund, ich kann mir das böse Treiben nicht abgewöhnen. Biegen oder brechen! Da kommt immer der Husar zum Vorschein. Georg beschämt mich ordentlich, das glauben Sie mir! Ich wollte, daß ich nur meine Klaudie zuweilen mit herbringen dürfte. O, Ihre Jakobine und meine Klaudie — glauben Sie mir! — das sind die beiden ersten Weiber auf der Welt. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die beständige Ruhe Ihrer Tochter, oder die zärtliche Bewegung meiner Frau."

Es muß so bleiben, Herr Obristlieutenant, wie es jetzt ist. Glauben Sie mir!

„Sie verbergen sich gewiß nicht um einer Sünde willen: das weiß ich."

Nein, gewiß nicht! Ich verberge mich, weil ich ein guter Mensch bin.

„Hm! das muß etwas recht Besondres seyn, lieber Lindner. Ich würde mich nicht verbergen, sage ich Ihnen."

Auch dann nicht, wenn Ihr Anblick einen geliebten Menschen beschämen müßte?

„Gottes Welt! das ist etwas Anderes; da kröche ich in ein Mäuseloch. Es ist doch ganz besonders mit der Tugend, lieber Lindner. Man kann nicht sagen, das ist sie, das ist sie nicht. Verbergen! dachte ich; und, siehe da! es ist nichts. Gottes Welt und dem lieben Gott brauchen Sie und ich — ihm sei Dank! — nichts zu verbergen, nicht Gesicht, nicht Herz, nicht Leben." —

Von Lindner also sagte Falk kein Wort zu Klaudien; auch fragte diese nicht nach Bruchstedt, ob sie gleich zuweilen an dies Gut dachte, und mehr als gewöhnlich lächelte, wenn Wenzel so vergnügt von dorther zurückkam.

Renate hatte ihr Gift in Klaudiens

reine Seele gießen wollen. Oefters, wenn Falk nach Bruchstedt geritten war, hatte Klaudie Renatens Gesellschaft gesucht. Also Ihr Herr Gemahl, liebe Klaudie, ist schon wieder nach Bruchstedt! Den Namen: Bruchstedt, betonte sie stark, und machte ihn durch ein kleines Kopfschütteln noch bedeutender.

Sie wollte wohl gern einmal eine Frage nach der Ursache dieser öftern Reisen von Klaudien hervorlocken; aber — die gute Renate hatte sich fest vorgenommen, kein Unkraut zwischen den Weizen der unbesorgten Liebe zu säen. Davor behüte mich mein guter Gott! sagte sie in vollem Ernst. Aber — es verdroß sie doch, daß Klaudie gar nicht fragte.

Sie wissen ohne Zweifel, liebe Frau Cousine, was den Herrn so oft nach Bruchstedt hinzieht?

„Der vortreffliche Zustand des Gutes, denk' ich," antwortete Klaudie ruhig.

Ja, ja! Gott weiß, das ist wahr! Aber

warum wohl Niemand von hier dahin darf, ausgenommen Georg?

„Weil Herr Lindner, wie man mir gesagt hat, ein sonderbarer Mann ist, der keine Einrede vertragen kann."

Ja, ja! Gott weiß, das ist wahr! Und seelenvergnügt ist der Herr immer, wenn er zurückkommt!

„Das würde auch ich seyn, Cousine, wenn ich sähe, wie alles gedeihet, Felder und Bäume, Thiere und Menschen."

Ich an Ihrer Stelle, liebe Klaudie, wäre doch neugierig, das einmal zu sehen.

„Sie wissen ja, mein Mann will es nicht haben."

Freilich! Das ist wahr, gute Klaudie; und wer könnte dem Herrn etwas abschlagen! —

Solche Gespräche fielen oft vor. Bisweilen setzte Renate auch wohl eine Beschreibung des Herrn Lindner hinzu, und endlich sagte sie einmal: seine Tochter soll ein Engel von Schönheit seyn.

„Ja, das hat mein Mann mir schon gesagt.“

Also mit Ihnen spricht er davon? Nun, so sind Sie wohl sicher, liebe Klaudie.

Jetzt merkte Klaudie, welchen Verdacht Renate in ihrer Seele hatte. Sie lächelte schweigend, stand aber nach einer Minute auf, und setzte sich an ihr Instrument.

Renate schüttelte den Kopf, und sagte: Gott und seine heiligen Engel sollen mich behüten, Argwohn in eines Menschen Seele zu erregen! Aber — gleichwohl ärgerte es sie, daß Klaudie durchaus keinen Verdacht schöpfen wollte; und so brachte sie das Gespräch, so oft sie nur konnte, wieder auf Lindner. Klaudie lächelte immer so ruhig, daß Renate einen Schritt weiter gehen zu müssen glaubte — bloß um die gute Frau recht in ihrer Ruhe zu bestärken, wenn sie etwa Dies oder Jenes hörte.

Man sagt wohl, liebe Klaudie, der Herr kann das schöne Mädchen leiden; aber wer ihn kennt . . .

„Wer sagt das, Renate? wer?“

Ei nun, hin und wieder die Leute. Sie wissen ja, daß die Verläumdung sich an das reinste Herz am ersten macht.

„Ja, das weiß ich. Aber Sie sollen mir sagen, wer es thut, wer es gethan hat. Wer sagte so?"

Ich weiß eben nicht bestimmt, daß Jemand...

„Nun, so muß ich glauben, Sie sagten so, Sie! Und, Renate, wenn Sie nun den Namen Lindner wieder in meiner Gegenwart nennen, so frage ich Sie in Gegenwart meines Mannes, wer Ihnen gesagt hat, daß er das schöne Mädchen gern leiden mag. Darauf können Sie Sich verlassen!"

So hatte Klaudie, die sanfte Klaudie noch nie gesprochen. Renate erröthete, und das Gespräch war abgebrochen.

Dessen ungeachtet rechnete Renate mit einer Art von Gewißheit darauf, daß Klaudie das Gespräch wieder aufnehmen sollte; aber Falk ritt sehr oft nach Bruchstedt, und Klaudie blieb heiter, wie gewöhnlich.

Noch rechnete Renate darauf, Klaudie sollte verlangen, mitzufahren oder mitzureiten; doch Klaudie that auch das nicht. Du lieber Gott! sagte Renate nun; welch ein Weib! Ich müßte hin, und sollte ich hin kriechen!

Klaudie that indeß doch etwas, das Renate nicht wußte. Sie schlug ihrem Mann oft vor, nach Bruchstedt zu reiten, und fragte, wenn er wiederkam, ob er vergnügt gewesen wäre. Zuletzt nahm Falk seine Klaudie auf den Schooß, und erzählte ihr, wie er mit Lindner, von dessen edlem Charakter er mit einer Art von Begeisterung sprach, auf einer Reise nach Steinau bekannt geworden wäre, warum er ihn nach Bruchstedt gesetzt hätte, und daß ein Mädchen, welches er aus Schlenzens Händen gerettet, seine Tochter gewesen wäre. Noch vertrauete er Klaudien an, daß sein Bruder diesem Manne irgend ein großes Unrecht zugefügt habe, was er nun wieder gut machen müsse. „Siebenfach, liebe Klaudie, wie in der Bibel steht, sollte ich das

thun; und, leider Gottes! kann ich ihm nicht einmal vergelten, was er mir und meinen Unterthanen in Bruchstedt Gutes thut."

Aber warum verbirgt er sich und seine Tochter? Ich dächte, guter Falk, jeder rechtschaffene Mann müßte, wie ein Adler, in die Sonne sehen, gleich dir.

„Still! ganz still, liebe Klaudie! Er ist ein Mann, glaube mir! ein rechter Mann, der einer ganzen Hölle von Teufeln entgegen treten würde, wenn es nöthig wäre; denn sonst, sagt er, ist das Entgegentreten blanker, baarer Hochmuth."

Aber seine Tochter?

„Ist ein Engel, Klaudie, die unter ihrer Dornenkrone — denn die trägt sie, und eine mit tausend Stacheln, das habe ich wohl gemerkt — die unter der Dornenkrone geht, wie eine junge Königin unter ihrer goldenen, oder wie eine Braut unter ihrer Myrtenkrone. Wüßte ich, was ihnen fehlt, so... so... Denn, siehst du, der Mensch trägt einen großen Schmerz wohl

eine Zeitlang mit Muth, und wird dadurch besser, stärker, sogar hoffnungsreicher; aber ihn sein ganzes Leben hindurch tragen, das muß zuletzt, denk' ich, den Glauben an das Gute, an das Unendliche in uns verkümmern. Wüßte ich also, dann — alle Welt! sich mit dem Unglück herumzubalgen, ist besser als es geduldig zu tragen — dann griff' ich muthig an.. Aber ich weiß nicht ein Wort davon, wo es fehlt. Der Vater hat etwas mit meinem Bruder gehabt, so viel ist gewiß; doch das ist, denk' ich, abgethan. Aber die Tochter! die Tochter! Kannst du, so erkundige dich doch einmal bei Bertha, doch nur ganz leise, nach Siegeln! Hörst du? Aber ganz leise, ganz von weitem, Klaudie! Sie muß nicht einmal merken, daß du nach irgend etwas fragst."

Bei Klaudien würde nach dieser Unterredung auch der geringste Verdacht bis auf die letzte Spur verschwunden seyn, wenn sie ja irgend einen Verdacht gehabt hätte. Sie brachte Bertha nun bei der ersten Gelegenheit auf ihre Kinderjahre; und diese

nannte unter andern auch eine Jakobine, die mit ihr erzogen worden war.

„Jakobine?“ fragte Bertha. „Wer war das?“ Bertha antwortete: die Tochter eines von meines Vaters Pächtern.

„Wie hieß denn ihr Vater?“

Siegel. —

Klaudie brach heute ab, um recht behutsam zu gehen; doch am nächsten Tage war sie bald wieder bei dieser Jakobine und ihrem Vater. Bertha erzählte ganz unbefangen alles, was sie wußte. Das Mädchen, setzte sie hinzu, wäre wieder zu ihrem Vater gezogen, und wo dieser geblieben seyn möchte, das wüßte sie nicht.

Klaudie erfuhr also nichts. Berth'en war es indeß aufgefallen, daß Klaudie sich so angelegentlich nach diesem Siegel erkundigt hatte; sie fragte daher ihren Bruder bei Gelegenheit: Franz, wo sind denn Siegel und seine Tochter eigentlich geblieben?

„Wie kommst du darauf!“ erwiederte Franz mit großen Augen.

Klaudie hat sich nach ihnen erkundigt.

„Ich weiß es nicht.“ —

Franz ging, als seine Schwester mit ihrem Mann abgereis't war, oft mit Selben auf die Jagd, und dazu fand sich auch der fröhliche Dorstedt ein, der recht gern sein Haus und seine eigensinnige Frau, so oft er konnte, verließ, um mit Selben einen frohen Tag zu durchleben. Wenzel mochte keinen vertrauteren Umgang mit Selben, ob sich gleich dieser um seine Freundschaft recht angelegentlich bewarb: Einmal konnte er die laute, lärmende Freude nicht wohl leiden; und dann fand er, daß Selben die Wahrheit und die Menschen allzu wenig achtete. Beide Guts-Nachbarn gingen daher einander höflich aus dem Wege. Falk sprach gar nicht, oder doch nicht oft, von Selben; dieser aber machte zuweilen eine Anmerkung über ihn. Doch dann vertheidigte Franz seinen Oheim mit der größten Lebhaftigkeit. „Er ist ein Mann ohne allen Fehl,“ sagte Franz; „nicht einmal eine Schwäche hat er: denn was du Schwäche nennst, Selben, seine Liebe zu dem alten

Ritterwesen — sieh! aus dieser Schwäche könntest du dir sogar alle dir nöthigen Tugenden zuschneiden, und es bliebe für Dorstedt noch genug übrig, um aus ihm einen recht wackern Mann zu machen."

Dorstedt nahm sein volles Glas, und trank darauf.

„Seht Ihr denn nicht," sagte Franz weiter — „daß nur seine innere hohe Kraft, seine Freiheit des Geistes, ihn in jene wundervollen Zeiten zurückzieht? Ja, er ist ohne Fehl. Seht nur, wie er seine Freunde liebt, seinen Huber! und wie seine Frau!"

Gebt mir eine Klaudie, sagte Dorstedt; und ich verschwöre den Wein auf ewige Zeiten, meinetwegen in der Kirche.

Weil du da nichts thust, als schlafen. Dorstedt trinke du nur, wenn von dem Manne die Rede ist, sollte er auch nicht ohne Fehl seyn. Denn — was sagte Renate, die ihn doch wohl kennen muß!

Lapperei! rief Dorstedt: Lapperei! Ein hübsches Mädchen. Es leben alle hübsche Mädchen! Meine Frau ist in Falk ver-

liebt, das weiß ich. Und darf ich ihr glauben, so hätte sie können Frau von Falkenstein werden; sie sagt mir alle Tage, Falk sey in sie verliebt gewesen. Nun — wenn denn Liebe zu dieser Donnerwolke kein Fehler an einem Manne ist, so laßt mich trocken werden, wie die große Sandwüste in Afrika!

Was sagt sie denn von Bruchstedt?

Von Bruchstedt? Bloße Eifersucht! Sie ist euch auf diesen Falk so eifersüchtig — wenn sie ihn auf einer Untreue gegen seine Frau ertappte, so würde sie ihm den Schedel einschlagen, ob sie gleich, das weiß ich, alle Tage zu dem Himmel betet, er möge doch Klaudien das Herzeleid erleben lassen. Lapperei, selbst wenn das wahr wäre, was sie sagt!

„Aber was sagt sie denn, Dorstedt?" fragte Franz sehr lebhaft.

Nun, daß er alle Woche einmal incognito nach Bruchstedt reitet, mit seinem getreuen Merkur Georg, der stummer ist als ein Fisch, und einen Liebeshandel ein-

leiten und durchführen kann, Troß einem fürstlichen Kammerherrn oder Kammerdiener, wie er das bei Klaudien gezeigt hat, die, troß aller Gegenarbeit meiner theuren Ehehälfte, richtig Frau von Falkenstein geworden ist.

„Aber so rede doch! Was sagt sie denn von Bruchstedt?"

Daß der Obrlstlieutenant dort einen Verwalter hat, der den Herrn und König in Bruchstedt macht, nicht Rechnung ablegt, nicht fragt, was er thun soll, und gegen den der eisenfeste Falk so gefügig ist, wie ein Zwirnsfaden; ferner, daß der Kerl eine Tochter hat, die eben so schön seyn soll, wie Klaudie.

„Dorstedt, der Mann, den du einen Kerl nennst, ist ein Gott..."

Recht! und eben so unsichtbar wie ein Gott! Lapperei, sage ich aber doch. Ist es nicht eine Erfindung von meiner eifersüchtigen Ehehälfte, so will ich ewig vor einem leeren Weinfasse liegen! Indeß, ich frage: warum geht er incognito dahin?

„Weil Lindner — so heißt der Mann — es durchaus so will.“

Nun, so frage ich wieder: warum will der Mann das durchaus? Jetzt antworte, Falk! Siehst du, daß meine Renate — neulich behauptete sie, ich müßte sogar in ihren Namen verliebt seyn; Renate hieße auf Deutsch: Wiedergeborne. — Das Wieder, sagte ich, will ich dir schenken, Renatchen. Wärest du nur zwanzig Jahre später geboren! Seitdem sagt sie kein Wort mehr von ihrem Namen. Sie ist so gut, wie Eine.

„Immer und ewig Renate!“

Laß ihn doch! Er redet, wie jeder Unglückliche, gern von seinem Leiden. Aber setze dir das alles zusammen, Falk! Lindner herrscht in Bruchstedt unumschränkt, wie ein König. Er hat eine bildschöne Tochter, die kein Mensch zu sehen bekommt, ausgenommen dein Oheim. Der reitet alle acht Tage im strengsten Incognito hinüber. Aus Falkenstein darf sich sonst Niemand in Bruch-

Bruchstedt sehen lassen, als Er und sein getreuer Georg. Nun? was sagst du dazu?

„Dorstedt hat die Antwort schon gegeben. Renatens Eifersucht ist im Spiele; die hat dem Teufel dieses Ei zum Ausbrüten untergeschoben. Dorstedt, nimm dich vor des Obristlieutenants Säbel und Pistolen in Acht! Sing du deine Trinklieder; aber keinen Ton von dieser Mord-Ballade, das rath' ich dir!"

Dorstedt nahm sein Glas, und sang: „Falk reitet zum Liebchen in dunkl. Nacht."

Franz sprang zornig auf. Doch Selben sagte: laß ihn! Es kommt nicht weiter; denn seitdem er Klaudien gesehen hat, weiß er...

Weiß ich, daß Renate eine Donner- und Regenmaschine aus irgend einer Theater-Auktion ist.

Franz behauptete fort, daß sein Oheim ein Mann ohne Fehl sey; es blieb aber doch etwas von diesem Gespräche bei ihm haften, das selbst da nicht ganz aus seiner Seele verschwand, als er seinen Oheim wie-

der sprach. Er fragte endlich ihn selbst nach Bruchstedt, und nach Lindner. Falk brach aber mit augenscheinlicher Verwirrung das Gespräch kurz ab, und fragte dann, ohne allen Uebergang: „Franz, kannst du mir nicht einen Mann nachweisen, der Italiänisch und Spanisch versteht?"

Wozu, lieber Oheim?

Sieh, Franz! wenn ich mich so betrachte — ich bin viel reicher, viel geehrter, als Andre —: so muß ich mich immer schämen, daß ich nicht auch klüger bin, als sie. Nein, sagt Ihr von dem alten Ritterthum so viel Böses Ihr wollt — daß wir von Adel untergehen, daran ist nicht der Zeitgeist Schuld. Denn, Franz, was wahrhaft groß und gut ist, das sollen die Blutsäufer da in Paris wohl stehen lassen. Aber wie geht es zu, Franz? Wir von Adel sagen unsern Kindern: sucht reich zu werden! bewerbt euch um hohe Aemter, Präbenden, Orden, und Stellen bei Hofe; das Alles gehört Euch, und keinem Andern! — Alle Welt! dem G r o ß e n gehört das Große.

Da lies! Und lache du, so laut du willst. So lange diese Regeln für den Adel galten, konnte er nicht fallen, so wenig wie der Angelstern am Himmel, der allein fest stehen bleibt, während alle anderen Sterne sich um ihn her drehen. Da lies! Dann wirst du auch sehen, warum ich gern einen Sprachmeister haben möchte. Gieb Acht!" — „Es zieret den Adel, wenn er fest hält ob Zucht und Ehre!" — „Gott Lob, Franz! darauf habe ich gehalten von Jugend auf. Das verdank' ich meinem alten Schulmeister Heister, und meinem Regiments-Chef noch bis an mein Ende."

Hier sah ihn Franz starr an. In der That, Oheim? haben Sie darauf gehalten, auf Zucht? Sie waren jung, und lebten manche Jahre im Felde, wo doch auf Zucht nicht viel gehalten wird, und wo die Verführung vielleicht größer ist als irgendwo sonst. Es wäre erstaunlich, wenn Sie da immer auf Zucht gehalten hätten.

„Seh doch einer! da examinirt das Küchlein die Henne! Aber — auf meine

Ehre! Franz — ich habe nie einen unebenen Gedanken gehabt bei irgend einem Mädchen in der Welt, ausgenommen einmal bei einem Fräulein Schlenz, die es aber — Gott verzeih' es ihr! — auch danach machte. Doch, als mir das Blut heiß wie ein Bratenfeuer nach dem Herzen schlug, nahm ich meinen Hut, und machte mich davon. Nun frage ich dich aber: wie hält der Adel heut zu Tage diesen ersten Punkt? Daß sich Gott erbarme! Wo soll Respekt und Liebe für den Adel herkommen, wenn er jedem blühenden, schönen Mädchen nachstellt, wie einem Jagdthiere! Den armen Bürgern mußten ja die Augen aufgehen."

„Zweitens: er soll halten ob freien Künsten." — „Siehst du? da hapert's bei mir so gut, wie bei den Andern. Wußte ich doch nicht einmal, was freie Künste sind, bis Klaudie es mir sagte. Begreifst du Franz, was für ein freier, schöner, reicher Geist diese Adelsgesetze unsern Vorfahren gegeben hat? Jagdmusik, Tanzmusik — da

hast du alle freien Künste des jetzigen Adels. Aber, Gott soll mir helfen! ich will das Versäumte nachholen."

„Drittens, ob Wittiben und Waisen soll er halten." — „Das habe ich gethan. Aber die meisten Adeligen weit und breit? Hätten sie darauf gehalten — die Gebete der Witwen und Waisen würden sie allein gehalten haben, sage ich dir. Dann wäre der Adel nicht gefallen."

„Viertens, ob Priesterschaft und Geistlichkeit." — „Alle Teufel! die Geistlichen sind selbst Schuld daran, daß sie so gut gefallen sind, wie der edle Ritterstand. Sie waren zu hochmüthig, um Knechte Gottes und Seelsorger seyn zu wollen. Prediger wollten sie seyn, nnd nicht mehr Seelsorger, was allein ihnen Würde gab. Da liegen sie nun, so gut wie wir."

„Fünftens: ob Gesetz und Rechten." — „Verkehrt haben sie Gesetz und Recht! Wo es ihnen half, ja, da hielten sie darauf! Kannst du das läugnen?"

„Sechstens: ob Besichtigung und Er-

kundigung fremder Lande." — „Nach Paris sind sie gezogen, um Geld zu verthun, um Gesundheit und Ehre zu verlieren. Aber — wenn alles gut geht, so will ich auch da nachholen, Franz, und du sollst mit mir ausziehen."

„Siebentens." — „Nun gieb Acht!" — „Ob Erlernung, neben der Deutschen, auch der Französischen, Italiänischen und Hispanischen Sprachen." — „Lieber Gott! Französisch zur Noth lernten die Mädchen ein wenig. Thaten wir den Mund auf, so mußten die Bürgerlichen doch hören, daß wir nicht einmal reden konnten! — Nun, Franz, wenn der Adel hierauf mit Ernst gehalten hätte, und auf die Hauptpunkte, die du alle lesen kannst, so frage ich dich: wäre nicht jeder Mensch ein Beschützer des Adels gewesen, wenn man ihn hätte angreifen wollen? Hätten nicht Witwen und Waisen, wie Engel, mit ihren Bitten und Flehen alles Unheil von unserm Stande abgewendet? Das Große fällt nicht, aber das Kleine beim ersten Windstoß. Ich pro-

phezeie dir, daß noch alles untergehen muß, wenn es nicht besser wird. Es wird gehen nach den Versen des Herrn Johann Hoffmann, der Rektor in Eßlingen war:

Der oberst Richter wird einmal die Richter alle richten,
Papst, Kardinal und Bischof seyn; Weltherrscher hilft mit richten.

„Du wirst sehen, Franz, sie müssen Alle daran, weil sie Alle klein geworden sind. Jeder sorgt nur für sich, und darunter muß alles zu Grunde gehen, bis die gemeinsame Noth große Menschen erweckt, die das Szepter über die Menschen wieder in die Hand nehmen. In dem alten Ritterthum, wenn es recht verstanden wird, steckt Weisheit genug. Auch das ging unter, weil es ein Spiel wurde. So lass' es denn gehen, wohin Gott will! Aber, Franz, das Gute, das es hatte, wollen wir bewahren."

Franz lächelte; aber doch war er gerührt von seines Oheims Rede. Er fühlte hier aufs neue, daß in der Hand des Guten alles gut wird, und hätte um keinen

Preis spotten mögen. Von seinem Verdacht wegen Bruchstedt war er nun gänzlich befreiet; aber dennoch war er neugierig, zu wissen, was seinen Oheim so nach diesem Gute hin zöge, und er nahm sich vor, ihn bei der ersten Gelegenheit dort zu überraschen.

Eine solche Gelegenheit ergab sich bald. Gerade als Falk wieder in Bruchstedt war, kam Huber aus der Residenz zu einem kurzen Besuch. Klaudie bat Franzen, er möchte einen Boten nach Bruchstedt schicken, der ihren Mann zurückriefe.

Franz setzte sich selbst zu Pferde, und sprengte nach Bruchstedt. Vor dem Dorfe ließ er sein Pferd halten, und ging zu Fuß nach dem Herrenhause. Hier sagte man ihm: der Obristlieutenant säße mit der Familie zu Tische. Er ging die Treppe leise hinauf, und öffnete so eben die Thür, als Jakobine ihm mit einer Schüssel, die sie hinaus tragen wollte, entgegen trat. Franz rief, sobald er sie sah: Jakobine! O, du lebst! ja, du bist es! Er wollte vor ihr

niederknieen, taumelte, rief noch einmal: Jakobine! und sank leblos zu Boden.

Jakobine lag schon, von Georg gehalten, in einer tiefen Ohnmacht. Falk war aufgesprungen, und sah, bleich vor Schrecken, bald auf Franz, bald auf Jakobinen.

Lindner nahm mit unbeschreiblicher Stärke den Ohnmächtigen auf seine Arme, und trug ihn in des Obristlieutenants Wagen, der schon bespannt war, weil die Rückreise gleich nach Tische vor sich gehen sollte.

Unseliges Schicksal! sagte Lindner mit großer Bitterkeit. Er lehnte Franzen in eine Ecke des Wagens, und sagte zu dem Obristlieutenant: Bringen Sie ihn nach Falkenstein, theurer Freund, wenn Sie mich lieben! Fort Kutscher! — Sogleich rollte der Wagen vom Hofe hinunter. Falk saß, fast gedankenlos, neben seinem Neffen, der durch das Rütteln und Stoßen des Wagens endlich wieder zu sich kam.

Als er die Augen aufschlug, sah er seinen Oheim starr an, und fragte: Wo bin ich? Habe ich sie nicht gesehen? Oheim,

ich beschwöre Sie! habe ich nicht Jakobinen gesehen?

„Lindners Tochter!"

Lindner? Nein, Siegel!

„Ja, so heißt er eigentlich. Was war es denn?"

Halt! um Gottes willen! Halt! — Franz, wollte die Thür öffnen, war aber allzu matt.

„Franz! was hast du denn mit dem Mädchen?"

Sie ist mein! Sie war auf ewig mein, und — sie starb! — Er versank in ein finsteres Schweigen; nach einer Weile fing er wieder an: O Gott! Wie ist es denn? Oheim, sie lebte ja! Ich habe sie ja gesehen; sie stand ja vor mir! Es war ja heller Tag! Oheim, um Gottes willen! reden Sie! lebt Jakobine?

„Nun freilich lebt sie!"

Lebt? Nun, so... Wohin fahren wir denn? (Er sah wild aus dem Wagen.) Wann war es, Oheim? Gott! weiß ich

denn nicht mehr, wann? So haltet doch! haltet, daß ich mich besinnen kann!

„Laß uns fahren, Franz: ich habe es versprochen. Aber ich stehe dir dafür, daß du Jakobinen wiedersehen sollst. Hier hast du meine Hand darauf.“

Franz sank bald ermattet in den Winkel des Wagens zurück. Nur zuweilen öffnete er wild die Augen; doch endlich fielen sie gänzlich zu, und so kam er Abends, ohne es zu wissen, nach Falkenstein.

Man trug ihn auf sein Zimmer, wo er zwischen Wachen und Schlafen phantasierte.

Am folgenden Morgen kam er völlig angekleidet in seines Oheims Zimmer, und sagte: ich muß nach Bruchstedt!

„Ich will dich begleiten, guter Junge, und verspreche dir, daß du sie wiedersehen sollst.“

Ende des zweiten Theiles.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

3151

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Wenzel Falk und seine Familie

Bd.: 2

Berlin (1810)

P.o.germ. 783 i-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113320-0